



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Rhoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 10.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75. postfrei.

October 1883.

Inhalt: Die Klosterfrauen von Quebec. (Fort.) — An der Mündung des Perlfusses. — Nachrichten aus den Missionen: Palästina; China; Annam; Vorderindien; Aegypten; Madagaskar; Äquatorial-Afrika; Britisch-Nordamerika; Aus verschiedenen Missionen. — Für Missionszwecke.

Die Klosterfrauen von Quebec.

(Eine Episode aus der Missionsgeschichte der Huronen. — Fortsetzung.)

7. Kriegsnoth und Brandunglück.

Bald nach der Ankunft der Ursulinerinnen und Spitalfrauen in Canada brachen die wilden Irokesenstämme, aufgehetzt und mit Schießwaffen versehen durch den Reiz der calvinistischen Holländer, über die blühende Huronenmission herein und stellten in jahrelangen Kämpfen den Bestand der ganzen französischen Kolonie in Frage. Später werden wir von dem Schicksale der Huronen und von den schrecklichen Martern ihrer Glaubensboten ausführlich zu erzählen haben; jetzt darf uns diese blutige Katastrophe nur insofern beschäftigen, als dieselbe die beiden Ordensgenossenschaften bedrohte, deren opfermuthige Thätigkeit wir gegenwärtig schildern.

Zuerst wurde das Spital von Sillery in Mitleidenschaft gezogen. Ruhig hatten in demselben die Schwestern bis zum Jahre 1644 die Kranken gepflegt, obschon bereits im Jahre 1642 P. Jogues und P. Brebeuf ihnen gerathen hatten, sich unter den Schutz des Forts von Quebec zurückzuziehen. Die Irokesen, hatten sie gemeldet, machen bereits die Gegend von Montreal und Trois-Rivières unsicher; sie seien entschlossen, den Vertilgungskampf gegen die Huronen und ihre Verbündeten, die Franzosen, zu führen; von den Holländern mit Büchsen und Schießbedarf ausgerüstet, würden sie demnächst zu Tausenden stromabwärts kommen und Quebec angreifen; ein Streifzug der kühnen und mordlustigen Gesellen könnte jetzt schon den gräßlichsten Tod für die Schwestern und ihre Pflegebefohlenen bringen. Man kann sich denken, daß die

guten Spitalfrauen bei solcher Kunde erschrecken; doch konnten sie sich noch nicht entschließen, das mit so vielen Opfern erbaute Spital zu räumen.

Da kam in den ersten Maitagen 1644 ein Bote von Trois-Rivières und brachte dem Gouverneur M. de Montmagny eine auf ein Rindenstück geschriebene Warnung. Der Gouverneur berief sofort die Missionäre und die angesehensten Bürger von Quebec zu einer außerordentlichen Verathung. In zehn Banden überschwemmten die Irokesen das Land, theilte der Bote mit, und bedrohten den ganzen Lauf des Lorenzo; blutige und unglückliche Gefechte seien bei Montreal vorgefallen; die Ernte gehe in Flammen auf; manche Ansiedler wären gefangen und grausam zu Tode gemartert; eine der Banden sei ganz in der Nähe von Quebec und habe unversehens die Wohnungen bei Cap-Rouge überfallen und die Leute in gräßlicher Weise niedergemacht. Die auf Rinde geschriebene Warnung kam von P. Bressani S. J.; derselbe war Ende April von Trois-Rivières abgereist, um mit einer Abtheilung Huronen in drei Canoes nach der Mission zu gehen. Die Irokesen hatten aber den Missionär mitsamt seiner Begleitung aus einem Hinterhalte überfallen und zu Gefangenen gemacht. Die Wilden meinten, der Schwarzrock verstehe ihre Sprache nicht, und hatten in seiner Gegenwart den Plan des Überfalls von Sillery und Quebec berathen. Unbekümmert um sein eigenes Loos, dachte der edle Missionär nur auf Mittel, die Bewohner von Sillery und Quebec zu retten. Es gelang ihm, unbemerkt ein Stück Rinde von einem Baume zu lösen; darauf kritzte

der Gefangene in wenigen Worten den Plan der Irokesen und befestigte diese Depesche auf einen Stock, den er in die Erde steckte, Gott bittend, es möge die Nachricht rechtzeitig an ihre Bestimmung gelangen. Wirklich fand ein Hurone das beschriebene Rindenstück und hatte es jezt dem Gouverneur von Quebec gebracht. „Die Irokesen sind auf dem Marsche nach Sillery; sie wollen die ‚Weißen Jungfrauen‘ wegfangen,“ lautete die Warnung.

Nach kurzer Berathung beschloß der Gouverneur, die Spitalfrauen von Sillery sofort nach Quebec zurückzurufen. Allein die muthigen Schwestern waren nicht zu bestimmen, ihre Kranken schutzlos preiszugeben. Lieber wollten sie lebendig verbrannt werden, als ihren Posten am Krankenbette verlassen; man solle sie das Schicksal ihrer Pflegebefohlenen theilen lassen; sie seien nicht so weit hergekommen, um in der Stunde der Noth ihre Pflicht zu verrathen: so antworteten sie dem Gouverneur. M. de Montmagny bewunderte den Heldenmuth der Schwestern; er schickte ihnen wenigstens eine Wache von sechs Soldaten. Man verbarrikadirte alle Eingänge des Spitals und hoffte so gegen einen Überfall das Haus vertheidigen zu können, bis Hilfe von Quebec käme. Tag und Nacht erwartete man, das wilde Kriegsgeheul der Irokesen zu hören. Niemand wagte sich vor die Schwelle; denn hinter dem kaum einen Büchsenchuß entfernten Walbesaume konnten die Rothhäute auf Skalpe lauern. Wenn die Nacht hereingebrochen war, versammelten sich die Schwestern mit den Kranken, welche das Bett verlassen konnten, in der Kapelle, um den gnädigen Schutz Gottes anzuflehen, und während an der Schwelle des Spitals französische Soldaten und Huronenkrieger im Wachdienst sich ablösten, hielten auch die Schwestern vor dem Hochwürdigsten die ganze Nacht hindurch der Reihe nach heilige Wache. So ging es drei bange Wochen. Man glaubte schon, die Irokesen seien abgezogen, als eines Tages eine Abtheilung Soldaten bei Sillery in einen Hinterhalt fiel und von den Wilden grausam niedergemacht wurde. Da war der Schrecken unter den christlichen Indianern von Sillery allgemein; sie flüchteten sich unter den Wall von Quebec. Der Gouverneur selbst kam heraus und forderte die Schwestern auf, jezt nicht länger sich der Gefahr auszusetzen. Er dürfe die Besatzung durch eine Wache für Sillery nicht mehr schwächen; das Hospital in Quebec sei beinahe fertig und sie könnten inzwischen mit ihren Kranken das Haus in der Unterstadt beziehen, welches den Ursulinerinnen als provisorische Wohnung gedient hatte. Die Schwestern waren es zufrieden, da sie also ihre Kranken nicht zu verlassen brauchten, und schieden, wiewohl schweren Herzens, von ihrem lieben Spital von Sillery.

In ihrer Nothwohnung unter den Kanonen des Forts St. Louis waren die Schwestern sicherer vor einem Überfalle der Irokesen, und man beeilte sich, das Spital vor Winter unter Dach zu bringen und einzurichten. „Die Jesuiten liehen uns zwei Laienbrüder, Schreiner, welche mit großem Eifer arbeiteten“, sagt die alte Chronik. Auch der Gouverneur schickte Zimmerleute, und die Schwestern selbst legten Hand an, halfen hobeln, zogen in Körben die Backsteine für die Kammine in die Höhe, kochten für die Arbeiter u. s. w., um nur recht bald für ihre lieben Kranken eine bessere Pflegestätte zu gewinnen. Erst am 16. März 1646 konnte die Kapelle durch den Obern der Mission, P. Vimont, eingeweiht werden, und damit war der Bau zu Ende geführt.

Es folgten nun Jahre, welche weder für die Spitalfrauen

noch für die Ursulinerinnen, außer den beständigen Opfern im Dienste der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit, ein ungewöhnliches Ereigniß boten. Vom Huronensee freilich kamen immer traurige Nachrichten, und die Kunde des heldenmuthigen Todes, den so mancher ihnen wohlbekannte Missionär am Marterpfahle erduldet hatte, wird das Herz der Nonnen mit einer freudigen Trauer und wohl auch mit einem heiligen Reide erfüllt haben. In Quebec jedoch blieb Alles ruhig, obschon man stets gegen einen Überfall auf seiner Hut sein mußte. Da brachten die letzten Tage des Jahres 1650 für die Ursulinerinnen eine schwere Heimsuchung: in wenigen Stunden war das mit so großen Opfern erbaute Kloster ein Raub der Flammen. Hören wir die Erzählung der ehrw. Mutter von der Menschwerdung:

„Am letzten 30. December (1650) wollte unser Heiland während der Octav seiner Geburt uns seiner Leiden und der Armuth seiner Krippe theilhaftig machen, wie ich jezt erzählen will. Eine gute Schwester mußte am folgenden Tage backen; sie bereitete also den Sauerteig, und weil sie fürchtete, derselbe möchte gefrieren, stellte sie eine Gluthpfanne mit Kohlen in den Backtrog. Sie hatte die Absicht, die Kohlenpfanne vor dem Schlafengehen wegzunehmen; allein da sie sonst nie eine solche anwendete, vergaß sie es, wie leicht begreiflich. Der Backtrog war so gut verschlossen, daß eine Schwester, die Abends in der Bäckerei nachsah, keine Spur von Feuer wahrte. Aber um Mitternacht faßte der Trog, der aus leicht brennbarem Fichtenholze bestand, Feuer und setzte sofort die ganze Bäckerei und die anstoßenden Keller, in denen die Vorräthe für das ganze Jahr lagen, in Flammen. Da fand die Flamme reichliche Nahrung, loderte hoch empor zur Decke und ergriff die Stiege, welche zu dem gerade darüber liegenden Schlafsaale der Böglinge führte. Glücklicher Weise war die Decke doppelt, und der Zwischenraum zwischen den Bohlen war mit einer Schichte Erde ausgefüllt. Diesem Umstande und der Geistesgegenwart der Mutter Seraphine, welche bei den Kindern schlief, ist es zu verdanken, daß nicht alle in die Flammen hinabstürzten. Plötzlich erwachte sie durch das Knistern des Feuers und es war ihr, als ob ihr eine Stimme zurief: „Geschwind stehe auf und rette die Kinder! sie sind in Gefahr, lebendig zu verbrennen!“ Wirklich hatte das Feuer den Boden schon durchbrochen; die Flammen drangen ein und verbreiteten in dem Zimmer eine große Helle. Voll Schrecken schreit sie den Kindern zu: „Rettet euch! Fliehet!“ springt hinaus in den Schlafsaal der Nonnen, weckt Alle mit kläglichem Rufen, eilt wieder hinab zu den Kindern und gab sich alle Mühe, dieselben zu retten. Rasch waren nun die Nonnen zur Stelle; eine eilte zur Glocke und läutete um Hilfe, die andern wollten einen Versuch machen, das Feuer zu löschen. Ich selbst sah die Unmöglichkeit und sagte den Schwestern, es sei umsonst und an keine Rettung zu denken. Zuerst wollte ich in die Kammer hinauf, wo das Tuch und die Wäsche der Schwestern aufbewahrt wurden; denn ich dachte, sie seien nur halb bekleidet und wir müßten etwas haben, um sie zu bedecken; aber Gott gab mir ein, ich solle zunächst die Akten und Papiere des Klosters retten; ich warf sie durch das Fenster und noch einige andere Sachen, die gerade bei der Hand waren. Dieser kleine Verzug rettete mir das Leben; denn in weniger Zeit, als man zum Beten eines Miserere braucht, drangen die Flammen nicht nur in den Schlafsaal und in die Kammer, in welche ich gehen wollte und wo ich ganz bestimmt verbrannt wäre, sondern wütheten schon in der ganzen Länge des Daches und in den Arbeitsräumen des untern Stockes. Ich war zwischen zwei Feuern; ein drittes verfolgte mich wie ein Gluthstrom; ich mußte nämlich auf meiner Flucht unter der Glocke durch, deren Metall bereits geschmolzen herabträufelte und unter welcher ich den Tod zu finden glaubte. Zwar entging ich dieser Gefahr; aber der Rauch hätte mich beinahe erstickt.

Die Mutter Assistentin und die Schwester vom hl. Laurentius hatten inzwischen das Holzgitter zertrümmert, um sich mit einer

Anzahl Kindern zu retten, welche in den Schlaffaal hinauf flüchteten. Es waren aber nur die größern, von den kleinern schwebten noch manche in Todesgefahr. Da überlegte die Schwester vom hl. Ignatius einen Augenblick, ob sie guten Gewissens ihr Leben für diese Kinder wagen dürfe; muthig stürzte sie sich in die Flammen, rettete sie, und einen Augenblick später brach der Boden zusammen. Ich war noch in den Schlaffälen; da aber nichts mehr zu retten war und ich bei längerem Verweilen den Tod vor Augen sah, verbogte ich mich vor meinem Crucifixe, ergab mich ruhig in den Willen der heiligen Vorsehung, brachte ihr Alles zum Opfer und flüchtete dann durch das Sprechzimmer, welches am Ende des Schlaffaales war. Beim Hinabsteigen begegnete ich dem P. Superior der Mission (P. Ragueneau S. J.), der uns mit einer Schaar zu Hilfe kam; ich sagte ihnen aber, es sei oben nichts mehr zu retten, und so eilten sie in die Kapelle, wo man eben noch das hochwürdigste Gut und die Paramente retten konnte, welche in der Sacristei waren. Alle Patres, Brüder, Knechte setzten ihr Leben ein für unsere Habe, und ein Bruder wäre in der Sacristei beim Retten beinahe umgekommen.

Unsere gute Mutter vom hl. Athanasius hatte die Pforte geöffnet und war zuerst in's Freie geflüchtet; da sie nun Niemanden von uns sah, so schwebte sie in wahrer Todesangst; sie rief uns kläglich bei Namen; aber da sie weder etwas von uns sah noch hörte, fiel sie auf ihre Kniee nieder und machte ein Gelübde zur heiligen Jungfrau und zur Ehre ihrer unbefleckten Empfängniß. Ich weiß nicht, was dieses Gelübde bei Gott vermochte; aber ich schreibe es einem wahren Wunder zu, daß Niemand weder von uns noch von den Kindern in diesem plötzlichen und furchtbaren Brande zu Grunde ging. Eine Huronin, die nicht so früh wie die übrigen nach wurde, konnte sich nur durch einen Sprung aus dem Fenster auf einen hartgetretenen und festgefrorenen Weg retten; sie war von demselben zuerst so betäubt, daß wir sie todt glaubten; aber bald kam sie zu sich und der liebe Gott schenkte sie uns wieder.

Endlich fanden die Schwestern unsere Mutter Athanasius, und diese erholte sich ein wenig, aber sie war noch voller Angst, da sie mich nicht sah. Auch unsere Böglinge und die Indianermädchen schauerten sich um sie und meinten vor Kälte sterben zu müssen; denn sie standen im bloßen Hemdchen da; alle ihre Kleider und Habseligkeiten waren verbrannt. Nicht ohne Thränen hätten Sie die Erbauerin unseres Klosters, Madame de la Peltrie, sehen können; sie, die sonst gegen Kälte so äußerst empfindlich ist, stand mit nackten Füßen im Schnee und hatte nur einen Unterrock mit sich gerettet. Am meisten Schmerz verursachte mir aber die Lage unserer armen, kranken Mutter Maria vom hl. Joseph. Hätte sie soviel Kraft als Muth gehabt, so würden wir zwei miteinander einen großen Theil der Betten und Kleider aus den Schlaffälen gerettet haben; aber sie war so schwach, daß ihr die Arme versagten, als sie ihre Matratze fortnehmen wollte; so wurde nur mein Bett gerettet und die Kleider, die ich auf dem Leibe trug; glücklicher Weise paßten sie ihr. Ich hatte andere Kleider aus den Fenstern geworfen; aber sie blieben an den Fenstergittern des Speisezimmers hängen und verbrannten, wie alles Übrige; so war ich ebenso wenig bekleidet als die Andern, die im Schnee standen, zu Gott beteten und die ungeheure Gluth betrachteten. Die Nacht war ganz klar, der Himmel mit Sternen bedeckt, die Kälte sehr scharf, aber es wehte kein Wind. Die Gewalt des Brandes selbst jedoch bewirkte einen leichten Wind, der die Flammen nach der Gartenseite hinwehte; sonst wäre das Fort, das Haus der Jesuiten und die übrigen Nachbarhäuser gefährdet gewesen. In weniger als einer Stunde hatten die Flammen den ganzen Bau erfaßt und in weniger als zwei Stunden war unsere gesammte Habe, Kleider, Lebensmittel, Hausgeräthe, Alles verzehrt. Alle Zuschauer vergossen Thränen, da sie uns also in die äußerste Armuth gestürzt sahen; die Flammen erleuchteten die Nacht tageshell, so daß alle Leute unser Elend sehen konnten. Sie thaten das Menschenmögliche, uns zu helfen. Ein braver Bürger, der nicht begriff, wie man einen solchen Schlag ertragen könne, ohne durch lautes Jammern seinem

Schmerze Luft zu machen, rief aus: „Diese Jungfrauen sind entweder wahnsinnig, oder sie haben eine große Liebe zu Gott.“ Derjenige, dessen Hand uns geschlagen hat, weiß auch, was seine Güte in unsern Herzen bewirkte.

Als Alle gerettet waren, ließ P. Superior unsere Kinder in die Nachbarhäuser tragen; sie waren halb starr vor Kälte, und mehrere wurden bedenklich krank. Uns selbst führte er in das Sprechzimmer des Missionshauses. Unterwegs gab man uns als Almosen zwei oder drei Paar Schuhe für diejenigen, welche barfuß waren; darunter gehörte die Erbauerin unseres Klosters, die, wie wir, ihre ganze Habe in Canada verloren hatte. Als die ehrw. Mütter vom Hospitale hörten, daß wir bei den Jesuiten seien und daß man uns im Fort unterbringen wolle, luden sie uns dringend ein, bei ihnen zu wohnen; der hochw. P. Superior glaubte, das sei unserm Stande auch weit entsprechender, und so führte er uns zu ihnen. Die guten Mütter, mit denen wir immer innigst verbunden waren, fühlten unser Elend viel lebhafter, als wir selbst; sie bekleideten uns mit ihren grauen Gewändern und gaben uns 15 Nonnen — denn so viele waren wir — Leinwand und alles Nöthige mit der herzlichsten Liebe. Am Morgen nach dem Brande führte uns P. Superior und der Gouverneur zu dem traurigen Schutthaufen oder vielmehr zu dem schrecklichen Gluthofen, dem man noch nicht nahen konnte. Alle Kamine waren eingestürzt, das innere Mauerwerk zusammengebrochen und die Hauptmauern bis in die Fundamente hinein geborsten und zu Kalk gebrannt.“

Also erzählt uns die ehrw. Mutter von der Menschwerdung diesen schweren Schlag, der die Ursulinerinnen von Quebec traf. Die Art und Weise, wie sie die Heimsuchung aus Gottes Hand hinnahmen, ist gewiß überaus erbaulich. In dem Berichte des Jahres 1651¹ sagt auch P. Ragueneau: „Sie sahen Alles in Asche sinken und lobten Gott, daß das Feuer also seinen Willen vollstreckte. Mitten in den Schnee knieten sie sich nieder und brachten unserm Heilande das Opfer mit Freude im Blicke und Frieden im Herzen, so daß Franzosen und Wilde, welche von allen Seiten herbeigeeilt waren, sich der Thränen nicht enthalten konnten. Die Einen waren voll Mitleid für diejenigen, welche ob ihres eigenen Unglückes nicht klagten, und die Andern weinten vor Freude, daß Gott so tugendreiche und von allem Irdischen abgeldöste Dienerinnen habe, welche nur seinen heiligen Willen wünschten.“ Wir fügen noch eine Stelle aus den Aufzeichnungen der ehrw. Mutter von der Menschwerdung bei, welche ein helles Licht auf ihre heldenmüthige Tugend wirft. „Meine Seele,“ sagt sie, „war nie ruhiger, als bei dieser Gelegenheit; auch nicht einen Augenblick empfand ich Schmerz, Traurigkeit oder Unruhe, sondern ich fühlte mich mit dem Willen und der Hand Desjenigen, der in uns diese ‚Beschneidung‘ zuließ und vornahm, innig verbunden. Ich dachte, meine Schwestern und ich müßten den vollständigen Verlust unseres Klosters und seiner ganzen Einrichtung im Geiste der Heiligen ertragen, und ich sah innerlich die Dulder des neuen und alten Testaments, welche im Geiste der Buße sich selbst anklagten und die irdischen Verluste, die Gott über sie verhängte, ihn lobend und preisend freudig hinnahmen.“

Daß die französischen Kolonisten und vor Allen der Gouverneur und die Missionäre Alles aufboten, um den Neubau des Klosters, welches so segensreich wirkte, zu ermöglichen, braucht nicht gesagt zu werden; daß aber auch die armen flüchtigen Huronen das Scherflein ihrer Armuth anboten, und die Art und Weise, wie dieses geschah, dürfen wir nicht mit Still-

¹ Relation 1651 ch. 1.

schweigen übergehen. Wenigstens 400 Flüchtlinge aus der zersprengten Mission am Huronensee lagerten damals in Rindenhütten um das Hospital von Quebec. Diese hielten nun Rath und beschloßen, die Ursulinerinnen nach Huronsitte zu trösten. „Es ist Sitte bei den Wilden,“ erzählt der Bericht von 1651, „öffentliche Geschenke zu verdienten Personen zu tragen, um sie also in dem Unglücksfalle zu trösten, der ihnen zustieß. Unsere christlichen Huronen versammelten sich also zu diesem Zwecke; ihr ganzer Reichthum bestand in zwei Halsketten aus Porzellanperlen, jede von 1200 Körnern; damit zogen sie zu den Nonnen, welche im Hospitale Zuflucht gefunden hatten, und überreichten ihnen die beiden Halsketten als Geschenk. Ein Häuptling, Namens Ludwig Taiaronk, redete im Namen seiner Landsleute also¹:

„Ihr sehet, heilige Jungfrauen, vor euch arme Gerippe, die Überreste eines Volkes, das einst blühte und das nun nicht mehr ist, des Volkes der Huronen, welches Krieg und Hungersnoth verzehrten und bis auf die Knochen abnagten. Diese Gerippe halten sich nur aufrecht, weil ihr sie stützet. Ihr habt es in Briefen gelesen und jetzt könnt ihr es mit Augen sehen, bis zu welchem Grade des Elends wir gesunken sind. Betrachtet uns von allen Seiten und erwäget, ob wir nicht Grund haben, uns selbst zu beweinen und ohne Unterlaß Ströme von Thränen zu vergießen. Ach, und das traurige Unglück, das euch zustieß, vergrößert unsere Schmerzen und läßt die Thränen von Neuem fließen, welche zu versiegen begannen! Der Anblick des Brandes, der in einem Augenblicke dieses schöne Haus Jesu, dieses Haus der Liebe in Asche legte, des Feuers, das die Wohnung schonungslos verzehrte, in welcher ihr weiltet, heilige Jungfrauen, dieser Anblick erinnerte uns an den allgemeinen Brand, dem alle unsere Häuser, alle unsere Dörfer, unser ganzes Vaterland zum Opfer fielen. Muß uns denn das Feuer auch bis hierher verfolgen? Weinet, weinet, liebe Landsleute, ja weinet über unser Unglück, das uns zuerst getroffen hat und das wir nun mit diesen unschuldigen Jungfrauen gemeinsam haben! Heilige Jungfrauen, ihr seid also in demselben Elende, wie eure armen Huronen, für welche ihr ein so zartes Mitleid bewiesen habet. Ihr seid jetzt ohne Heimat, ohne Haus, ohne Vorrath, ohne Hilfe, wenn sie nicht vom Himmel kommt, den ihr niemals aus euern Augen verliert. Wir sind in dieses Haus gekommen, um euch zu trösten, und bevor wir hierher kamen, sind wir in eure eigenen Herzen gegangen, um zu erforschen, was sie seit dem Brandunglücke betrüben könnte, und ein Heilmittel dagegen zu suchen. Wenn wir mit Leuten zu thun hätten, wie wir, so würden wir euch nach Landessitte ein Geschenk gebracht haben, um eure Thränen zu trocknen, und ein zweites Geschenk, um euern Muth aufzurichten; aber wir haben wohl gesehen, daß euer Muth nicht einen Augenblick unter den Trümmern eures Hauses zusammenbrach, und auch nicht Einer von uns sah eine halbe Thräne in eurem Auge glänzen, welche ihr Angesichts dieses Unglücks über

euch selbst geweint hätte. Eure Herzen betrübten sich nicht wegen des Verlustes der Güter dieser Erde; wir sehen sie in der Sehnsucht nach den Gütern des Himmels über irdischen Schmerz erhaben, und so suchen wir denn auch dagegen kein Heilmittel. Nur Eines fürchten wir, und das wäre ein Unglück für uns: wir fürchten, die Kunde von dem Schlage, der euch betroffen, möchte nach Frankreich bringen und euern Eltern größern Schmerz bereiten, als euch; wir fürchten, sie möchten euch zurückrufen und durch ihre Thränen zur Rückkehr bewegen. Wie könnte eine Mutter ohne Thränen die Briefe lesen, welche berichten, daß ihre Tochter ohne Kleider sei, ohne Speise, ohne Bett und ohne die Genüsse des Lebens, in denen ihr aufgezogen wurdet! Das Erste, was die Natur diesen trostlosen Müttern eingeben wird, ist gewiß der Entschluß, euch zurückzurufen und so sich selbst den süßesten Trost in dieser Welt und auch euer Wohl zu bewirken. Ein Gleiches wird ein Bruder seiner Schwester, ein Oheim oder eine Tante ihrer Nichte wünschen, und so sind wir in Gefahr,

euch zu verlieren und mit euch die Hilfe, die wir von euch für die Unterweisung unserer Mädchen im Glauben gehofft und deren süße Früchte wir bereits mit so großem Troste verkostet haben. Muth, heilige Jungfrauen! Lasset euch nicht durch die Liebe eurer Eltern besiegen und zeigt an diesem Tage, daß eure Liebe zu uns stärker ist als die Bande der Natur. Um eure Entschlüsse zu befestigen, empfanget von uns dieses Geschenk von 1200 Porzellanperlen, die eure Füße so tief in den Boden dieses Landes einsenken sollen, daß keine Liebe zu euren Eltern oder zu eurer Heimat sie jemals mehr herausreißen könne. Ein zweites Geschenk, ebenfalls ein Halsband von 1200 Körnern, bitten wir anzunehmen, damit ihr die neuen Fundamente eines ganz neuen Baues legen könnt, eines Hauses Jesu, eines Hauses des Gebetes, worin auch die Schulen sein sollen, in denen ihr unsere kleinen Huronenmädchen unterrichten werdet. Das sind unsere Wünsche: es sind auch die eurigen; denn zweifelsohne könntet ihr nicht zufrieden sterben, wenn man euch im Tode den Vorwurf machen dürfte, ihr hättet aus überzarter Liebe zu euern Eltern darauf verzichtet, am Heile so vieler Seelen mitzuarbeiten, welche ihr um Gotteswillen geliebt habet und welche eure Krone im Himmel sein werden!“



Trofese im Kriegskostüm.

„Das ist die Ansprache des Huronenhäuptlings,“ schließt P. Ragueneau diesen Abschnitt seines Berichtes. „Ich füge nichts hinzu,“ sagt er, „ich kann aber auch den rührenden Ausdruck nicht beifügen, den der Ton seiner Stimme und die Traurigkeit seiner Miene den Worten verlieh. Auch die Natur hat ihre Beredsamkeit.“

In der That war die Frage aufgeworfen worden, ob es für die mittellosen Ordensfrauen nicht besser wäre, zeitweilig nach Frankreich zurückzukehren; aber sie selbst hatten ein so großes Vertrauen auf die Hilfe Gottes, und ihre gesegnete Arbeit lag den Augen des Gouverneurs so klar vor, daß auch ohne die rührende Bitte der Huronen die Liebe der Ursulinerinnen für Canada gesiegt hätte. Man entschloß sich also zum Neubau, und derselbe wurde unter unzähligen neuen Opfern begonnen und zu Ende geführt. Neben den Schulen

¹ Relation 1651 ch. 3. p. 12.

für die Kolonistenkinder und für die Algonkinmädchen wurden getrennte Schulen für die Kinder der Huronen eröffnet, deren Sprache eine ganz verschiedene war. Und so begann für ein neues Jahrzehnt die stille Arbeit des Unterrichtes mit ihren Tugenden und Früchten, welche dem Auge der Welt zumeist verborgen bleiben.

Im Jahre 1660 wiederholte sich in noch weit ernsterer Weise die Furcht vor einem Überfalle der Irokesen, so daß die französische Kolonie in Canada am Rande des Verderbens schwebte. Die meisten Bewohner von Quebec waren auf den Feldern mit den Frühjahrsarbeiten beschäftigt, als auf einmal die Nachricht sich verbreitete, 1200 Irokesen seien auf dem Zuge nach der Hauptstadt, entschlossen, die Franzosen zu vernichten. Zunächst überfielen sie ein Dörfchen flüchtiger Huronen auf der nahen Insel Orleans, steckten es in Brand und schleppten viele Gefangene mit sich; der Rest der Unglücklichen floh nach Quebec. Einige gefangene Irokesen, welche sie mit sich brachten, bestätigten das Gerücht, es sei auf die Hauptstadt abgesehen, und fügten bei, die Häuptlinge rechneten gleichzeitig auf die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches — auf den Raub der „jungfräulichen Töchter“, d. h. der Klosterfrauen.

Groß war die Bestürzung in dem eilig versammelten Rathe. Quebec hatte gegen die Landseite keine zureichende Befestigung; die beiden Nonnenklöster namentlich waren einem Angriffe bloßgestellt. Außer dem Fort konnte fast nur das Viereck, welches die Gebäude der Jesuiten bildeten, vertheidigt werden. Der Gouverneur, Graf d'Argenson, und der hochw. Bischof, Msgr. Laval¹, faßten den Entschluß, daß die beiden klösterlichen Genossenschaften sofort in einen abgetrennten Flügel des Hauses der Jesuiten übersiedeln müßten.

„Man entfernte also das hochwürdigste Gut aus unserer Kapelle,“ erzählt die ehrw. Mutter von der Menschwerdung, „und trug es in Prozession nach der Kirche der Jesuiten. Wir folgten zwei und zwei. Als die Einwohner uns ein so stark gebautes Haus verlassen sahen, wurde der Schrecken so allgemein, daß alle ihre Wohnungen verließen und flüchteten, die einen in's Fort, die andern zu den Jesuiten oder in die bischöfliche Wohnung, wieder andere verschanzten sich in unserm Hause. Die Unterstadt wurde ebenfalls verbarrikadirt und mit Wachen besetzt!“

Die ehrw. Mutter von der Menschwerdung hatte die Erlaubniß erhalten, mit zwei andern Schwestern in dem Kloster

zurückzubleiben, welches in eine Art Fort verwandelt und mit 24 Soldaten besetzt wurde. Man errichtete Schanzen vor den Zugängen, mauerte die Fenster zu, brachte dafür Schießscharten an und verband die einzelnen Gebäude mit Brücken. Den Tag über durften die Nonnen in ihrem Kloster bleiben, am Abend aber mußten sie in das sicherere Haus der Jesuiten flüchten, bis die Verschanzungen vollendet waren; dann erlaubte man ihnen zwar, in dem lieben Kloster zu bleiben, doch gestattete der hochw. Bischof noch immer nicht, daß das hochwürdigste Gut daselbst aufbewahrt werde. Monate dauerte diese Aufregung. Endlich kam die Nachricht, daß der Heldentod von 17 Franzosen die Stadt gerettet hatte. Ein gewisser Doulac, ein Mann aus guter Familie, der sich damals in Montreal aufhielt, faßte mit 16 gleichgesinnten Landsleuten den Entschluß, das heranziehende Irokesenheer festzuhalten, bis Quebec sich vertheidigen könne. Sie bereiteten sich auf den

Tod vor, machten ihr Testament, beichteten, communicirten und gelobten, sich nicht zu ergeben und gemeinsam der eine für den andern zu kämpfen bis zum letzten Athemzuge. Am Fuße der Wasserfälle des Chaudières hatten sie sich in ein altes, zerfallenes Fort der Wilden gelagert; eine Schaar Huronen und einige Algonkin-Krieger hatte sich mit ihnen vereinigt. Bald kamen die ersten fünf Kriegscanoes der Irokesen, und die Belagerung der kleinen Festung begann, noch bevor es möglich war, die morschen Palissaden durch neue zu ersetzen. Aber die Belagerten hielten sich wacker gegen die Überzahl; Sturm auf Sturm wurde blutig zurückgeschlagen. Die Angreifer schickten um Hilfe; bald traf die Hauptmacht, 700 Mann stark, ein, und die Lüfte erzitterten von dem Kriegsgeheule dieser Barbaren. Das Blei fing an auszugehen, der Durst quälte die Belagerten; da entschloß sich eine große Zahl



Ein französischer Westze.

der Huronen zur Übergabe. Die Handvoll Franzosen wollten nichts davon wissen; ebenso wenig der alte Huronenhäuptling Anahotaha. Aber trotzdem liefen viele Huronen zum Feinde über; so wurde nicht nur die Besatzung geschwächt, sondern auch ihre Schwäche dem Feinde verrathen. Die Irokesen wütheten, daß so wenige Bläßgesichter ihren Schaaren Troß boten; sie schossen und stürmten Tag und Nacht. Noch zehn Tage hielt sich die Heldenschaar; dann wagten die Feinde einen letzten Sturm. Reisigbündel zum Schutze vor sich haltend, unterliefen sie die Schießscharten und begannen mit ihren Tomahawks die morschen Pfähle umzuhauen. Es handelte sich nur noch darum, das Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Doulac steckte eine Lunte in ein Pulverfäßchen, zündete sie an und wollte es über die Palissaden hinweg unter die Stürmenden werfen. Ein Baumzweig hielt das Brandgeschloß auf und ließ es auf die Belagerten zurückstürzen; krachend flog es

¹ Papst Alexander VII. hatte am 3. Juni 1658 Franz von Montmorency-Laval von Montigny unter dem Titel eines Bischofs von Petrea i. p. zum ersten apost. Vikar von Neu-Frankreich ernannt. Im Frühjahr 1659 war er in Quebec eingetroffen.

auf, Tod und Verderben unter den Tapfern wie unter den eindringenden Feinden verbreitend. Nur vier Franzosen fielen in die Gefangenschaft der Irokesen; die übrigen, zum Tode verwundeten, wurden auf dem Platze unter gräßlichen Qualen ermordet. Aber die Irokesen hatten bei der Belagerung und beim Sturme eine solche Masse ihrer besten Krieger verloren, daß sie den Angriff auf Quebec nicht wagten, sondern zu ihren Dörfern umkehrten. Einer der gefangenen Huronen entsprang und brachte nach Quebec die Kunde von dem Heldentode Doulaes und seiner Gefährten und von dem Rückzuge der Irokesen.

Die Stadt war befreit. In den Kirche wurde das Te Deum

gesungen. Es war die letzte große Gefahr der Kolonie seitens der Irokesen. Zwar brachten die Jahre 1661 und 1662 noch einige Kriessunruhen, aber die Zeit des Sturmes und Dranges, welche die Klosterfrauen von Quebec getheilt hatten, war nunmehr vorüber, und ruhigere Tage kamen. Da rief der liebe Gott die ersten muthigen Nonnen, die wir von Frankreich an die wilden Ufer des Lorenzo begleitet hatten, der Reihe nach zum ewigen Lohne, und bevor wir von dem opferfreudigen Geschlechte scheiden, das in ihre Fußstapfen trat, müssen wir aus dem Leben und dem Tode seiner Mütter unsern Lesern noch einige Züge der Erbauung mittheilen. (Schluß folgt.)

An der Mündung des Perlfusses¹.

III. Hongkong.

Noch eine dritte und letzte Stadt, welche der Mündung des Perlfusses gegenüberliegt, haben wir zu besuchen: das englische Hongkong.

Die Chinesen trugen von Anfang an kein Verlangen nach den „Teufeln des Westens“ und gewährten ihnen nur als hohe Vergünstigung und unter lästigen Bedingungen die Erlaubniß, mit dem „himmlischen Reiche“ Handel zu treiben. Ein Beispiel aus vielen. 1655 ward, auf beharrliches Drängen, eine holländische Gesandtschaft zugelassen und in Peking feierlich empfangen; doch erhielt sie den Bescheid, daß, aus besonderer Sorge für die Holländer und mit Rücksicht auf die weite Entfernung und die vielen Stürme auf dem chinesischen Meere, der Kaiser den Wunsch hege, sie möchten nicht öfter als alle acht Jahre in China erscheinen, und zwar mit nur hundert Mann, von denen dann zwanzig die Erlaubniß erhalten sollten, an den Hof zu kommen. Alle Europäer mußten sich die drückendsten Einschränkungen gefallen lassen. Nur in Kanton, und dazu einzig während der Sommermonate, wurden die fremden Kaufleute zugelassen, und selbst hier nicht in die eigentliche Stadt, noch zu unmittelbarem Verkehr mit den Behörden. Alle Geschäfte mußten in den Faktoreien erledigt werden und gingen durch die Hände einer kaufmännischen Corporation, der Hong, welche das Monopol des fremdländischen Handels besaß und dafür den Mandarinern eine von diesen willkürlich gesteigerte Abgabe entrichtete. So standen die Dinge, als 1834 das seemächtige England das letzte Monopol der britisch-ostindischen Compagnie aufhob; allen britischen Unterthanen stand nunmehr frei, in allen Häfen und Städten China's Handel zu treiben — wofern China selbst wollte. Und China wollte nicht. Die beiden bedeutendsten Civilisationen der Welt waren in unmittelbare Berührung getreten, diese Berührung aber ergab keinen Einklang. Das Europa des 19. Jahrhunderts erstrebte den materiellen Fortschritt auf allen Gebieten, Beseitigung aller entgegenstehenden Schranken. Nicht so das ältere China.

„Die Satzungen unseres Landes,“ erwiederte der Vicekönig von Kanton dem ersten Vertreter der englischen Regierung, Lord Napier, „sind unveränderlich. Man kennt sie wohl, die Weise der Barbaren, halb dieß, halb jenes umzugestalten; solcher leichtfertigen Wandelbarkeit ist aber die unerschütterliche Weisheit des Mittelreiches immerdar abhold gewesen. Die Faktorei ist jetzt, so hört man, aufgehoben und die Männer der Compagnie sind durch einen Mann des Königs ersetzt worden. Dieß kümmert das Land innerhalb der vier

Meere durchaus nicht. Jeder Staat hat das Recht, in seinem Land nach Gutdünken zu schalten und zu walten. Man wird demgemäß in dem civilisirten Reiche der Mitte die früheren Anordnungen des Verkehrs aufrecht erhalten und auch den Handel mit England auf demselben Fuße fortbestehen lassen, wie er bis jetzt, und dieß zur Zufriedenheit beider Reiche, betrieben wurde. Unter welchen Bedingungen aber England seinen Unterthanen den Handel erlauben will, dieß ist der chinesischen Staatsregierung ganz gleichgültig; sie bekümmert sich nicht darum.“

Das stolze England mochte sich mit dieser Anschauungsweise nicht befreunden. Daß es zum Kriege kommen würde, war vorauszusehen; daß dieser Krieg gerade auf Veranlassung der Opiumfrage ausbrechen mußte, gereicht freilich England zu geringer Ehre. Derselbe kam im Jahre 1839 zum Ausbruch. Dem unentschiedenen Kapitän Elliot stand, als Vicekönig von Kanton, der fähige und energische Lin gegenüber; verfügte Ersterer über eine geschultere Mannschaft und bessere Waffen, so paarte dieser mit einem flammenden Fremdenhass die glatte List des Diplomaten. Die erste Phase des Krieges spielte fernab von Kanton in den nördlichen Gewässern. Im November 1840 ließ sich Elliot bereden, mit der Flotte aus dem Golf von Petchely nach Kanton zurückzufegeln, um hier mit dem chinesischen Bevollmächtigten Kischin zu unterhandeln. Kischin wollte den Frieden, Lin schürte den Krieg. Der Vertrag, welchen am 7. Januar 1841 die Bevollmächtigten an der Bocca Tigris vereinbarten, wurde von beiden Regierungen zurückgewiesen. Bereits hier war als erste Bedingung aufgestellt worden die Abtretung der Insel Hongkong an England, in deren sicherem Hafen gleich bei Ausbruch der Feindseligkeiten die meisten fremden Schiffe eine Zuflucht, die britische Seemacht selbst einen festen Ausgangspunkt für alle ihre Operationen gefunden hatte.

Am 26. Februar wurden die Bocca-Forts von der englischen Flotte angegriffen und genommen. Darnach setzten die Engländer Truppen an's Land, bemächtigten sich der hinter Kanton liegenden Höhen und hatten so das Schicksal der von 20 000 Soldaten vertheidigten, eine Million Einwohner zählenden Stadt in der Hand. Nochmals ließ sich Elliot täuschen und räumte gegen Auszahlung von sechs Millionen Dollars die Bocca. Nun folgte der energischere H. Pottinger, der nochmals den Krieg nach dem Norden spielte und am 29. August 1842 in Nanjing den Frieden diktierte. Hongkong ward

¹ Vgl. die Aufsätze über Kanton (1881, S. 12 ff.) und Macao (1882, S. 34 ff.).

auf ewige Zeiten an England abgetreten, fünf Häfen wurden dem europäischen Handel eröffnet. Frankreich schloß am 24. Oktober 1844 noch einen besonderen Vertrag, welcher den eingeborenen Christen freie Religionsübung und auch den Missionären einen gewissen Schutz zusicherte.

Neuerdings brachen die Feindseligkeiten aus im Jahre 1856. Den Engländern standen diesmal die Franzosen zur Seite, in Kanton schaltete Peh nach Lins Weise. Das beharrliche Streben der chinesischen Behörden, den Vertrag von Nanking illusorisch zu machen, ließ den Krieg nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar nothwendig erscheinen. Doch waren die Engländer abermals höchst unglücklich in der Wahl der Veranlassung. Peh hatte ein unter englischer Flagge segelndes chinesisches Fahrzeug, die „Lorcha Arrow“, weggenommen; der englische Consul Parkes begnügte sich nicht mit der Auslieferung der Schiffsmannschaft, er verlangte obendrein ein officiellcs Entschuldigungsschreiben des Vizekönigs. Da dieses ausblieb, nahm Contreadmiral Seymour, Oberbefehlshaber der britischen Seemacht in den chinesischen Gewässern, die Bocca-Forts, erschien vor Kanton und drohte mit dem Angriffe auf die Befestigungen der Stadt selbst. Aber auch nachdem diese besetzt worden waren (24. Oktober 1856), blieb Peh unbewegsam. Nun sah sich Seymour erst recht in Verlegenheit. Er war bisher ohne Vorwissen seiner Regierung vorgegangen, und nun nahm der Handel ungeahnte Dimensionen an. Wollte er nicht sich selbst und England dem Gespötte der Chinesen preisgeben, so mußte er nunmehr zum Bombardement von Kanton schreiten; eine solche Maßregel stand aber doch in gar keinem Verhältnisse zu der unbedeutenden Veranlassung mit der „Lorcha Arrow“. Seymour suchte daher zum ersten Angriffsgrund noch einen zweiten zu gewinnen und forderte von Peh die bis jetzt stets hintertriebene Erfüllung der Vertragsbestimmung von 1842, welche den Engländern freien Zutritt in die Stadt Kanton und zu den Provinzialbehörden zusicherte. Der schlaue Peh ermangelte nicht, aus der Verlegenheit seines Gegners Vortheil zu ziehen. Er erließ eine Proclamation an die Bevölkerung: der Fall mit der „Lorcha Arrow“ sei bloßer Vorwand gewesen; den Engländern sei einzig daran gelegen, die der Bevölkerung verhaßte Zulassung der Fremden in die Stadt zu erzwingen. So gelang es Peh, zugleich der Bevölkerung von Kanton zu schmeicheln und alle Schuld des Streites von sich ab und auf die Engländer zu wälzen. Was half es, daß nun ein großer Theil Kantons in Flammen aufging? Peh wußte allzugut, daß der englische Befehlshaber auf eigene Faust handle, daß seine Kräfte zu gering seien und das Mutterland 3000 Meilen hinter ihm liege. Die zähe Ausdauer des Chinesen ward gekrönt: am 24. Januar 1857 mußte Seymour sich auf die Bocca-Forts zurückziehen, die Kantonesen jubelten Sieg; unter den Chinesen auf Hongkong aber war die Währung eine so hochgradige, daß nur die Ankunft eines französischen Geschwaders eine offene Empörung zu verhüten vermochte.

Nun nahm aber England den ihm durch die Ungeschicklichkeit seiner Beamten aufgebrängten Krieg energisch auf, und auch Frankreich erschien auf dem Plan. Indessen erlaubte es der fast gleichzeitige Ausbruch des indischen Aufstandes und des italienischen Krieges den Allirten vorerst nicht, mit einer imponirenden Macht aufzutreten. Die Flotte zählte 40 englische und 13 französische Schiffe, die Zahl der Soldaten betrug höchstens 6000. Kanton, welches 1840 die Engländer mit sechs Millionen Dollars abgefunden und noch vor Kurzem

unverrichteter Dinge hatte abziehen sehen, brüstete sich als die „kriegerische Stadt des Südens“ und trotzte auf seine Unüberwindlichkeit. Die Garnison bildeten 2000 Mann Tataren und etwa 30 000 Milizen, die sich selbst die „Tapfern des Landes“ nannten. Die Befestigungen waren nach bestem Wissen wiederhergestellt worden, die Regierung aber hatte das ganze bisherige Verhalten Peh's öffentlich gutgeheißen.

Am 12. December 1857 war dem Vizekönig das Ultimatum der Verbündeten zugestellt, dann gegen die Stadt vorgerückt und zunächst die Insel Honan besetzt und befestigt worden. Peh, welcher durch Spione sowohl von der geringen Zahl der Verbündeten als vom indischen Aufstande Kenntniß erhalten hatte, glaubte an keinen ernstesten Angriff, und gerade seine Sorglosigkeit trug nicht wenig zu den Erfolgen seiner Gegner bei. Wie im Jahre 1840 wurden auch diesmal die Höhen im Norden der Stadt gestürmt, darnach die Wälle selbst. Wiederum befand sich das Häuflein Europäer in arger Verlegenheit, was mit der ungeheuren, in seine Hände gegebenen Stadt anfangen; doch ward diesmal mit größerer Umsicht, als im Vorjahre, vorgegangen. In größter Stille brangen am 5. Januar 1858 in aller Frühe zwei englische und eine französische Kolonne gleichzeitig, aber an verschiedenen Punkten, in die Stadt ein und holten den Vizekönig sammt dem Gouverneur Pihwei und dem Tatarengeneral Muh aus den Betten. Dieser Handstreich entschied den Sieg der Verbündeten. Die erschreckten und ihrer Führer beraubten Kantonesen dachten an keinen Widerstand mehr, und während Peh an Bord eines englischen Kriegsschiffes zurückgehalten wurde, verstanden sich Pihwei und Muh sogar dazu, unter Aufsicht der Verbündeten ihre frühere Amtsthätigkeit fortzuführen und für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen.

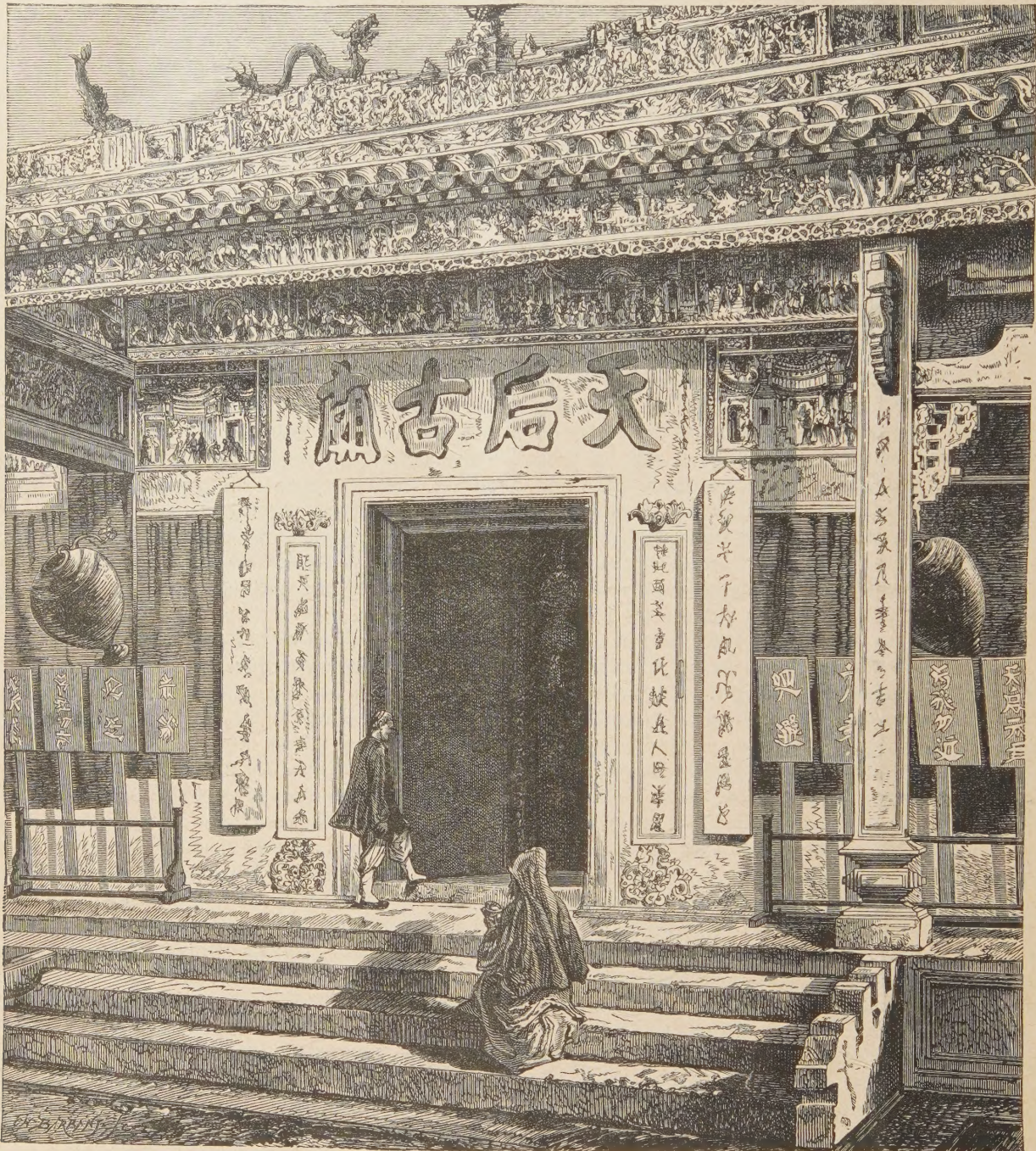
Mit der Besignahme Kantons war der Krieg noch lange nicht zu Ende; erst der Friede von Tientsin (27. Juni 1858) brachte ihn zum Abschluß. Sechs neue Handelshäfen wurden den Europäern eröffnet, die Religionsfreiheit bestätigt, den Missionären noch größere Freiheit gewährleistet. Ein Nachspiel des Krieges endete den 2. November 1860 mit dem für China so demüthigenden Frieden von Peking. Den Engländern brachte derselbe den Besitz der Hongkongs Hauptstadt gegenüberliegenden Halbinsel Kaulung und befreite sie dadurch von der Besorgniß, die Franzosen auf diesem Punkte Fuß fassen zu sehen.

Der Krieg, soweit wir ihn eingehender beschrieben haben, kann füglich auch als ein Krieg Hongkongs gegen Kanton bezeichnet werden. Kanton und mit ihm die alte chinesische Cultur unterlag. Die Fremden, welche bisher chinesischer Stolz als gebuldete Steuerpflichtige zu betrachten sich gefallen hatte, betraten jetzt als Gleichberechtigte die Straßen der Stadt. Die Eröffnung der Häfen benahm ihr den Handelsvorrang gegenüber den anderen Städten des Reiches; ja Schanghai, nahe an der Mündung des mächtigen Jantsekiang, überflügelte bald die Metropole am bescheidenen Schutliang. Auch an diesem selbst trat Kanton bald weit hinter dem jüngeren Hongkong zurück, gerieth sogar in eine gewisse Abhängigkeit von demselben. Die Güte seines Hafens, sowie dessen Eigenschaft als Freihafen, die größere Sicherheit für Leben und Eigenthum zogen die europäischen Handelsleute von Kanton und Macao nach Hongkong hinüber. Eben hier kreuzten sich fortan alle Hauptlinien des Schiffverkehrs. A. v. Hübner erblickt in Hongkong die Hand, in Ceylon, Aden und Malta den Arm,

in England selbst den Kopf des gewaltigen britischen Riesen, der Süd- und Ostasien in seiner Umarmung umfängt und erdrückt.

Und was hat nicht dieser Riese auf Hongkong geschaffen? „Zu Macao,“ schreibt Viceadmiral Jurien de la Gravière bereits 1850, „hatten wir einen vereinsamten Ankerplatz ge-

funden, einen in der stets wachen Erinnerung einer unwiederbringlich verschwundenen Größe trauernden Hafen; zu Wampoa (dem Vorhafen Kanton's) hatte das Schauspiel einer erfinderischen Thätigkeit unsern Blick gefesselt; zu Hongkong mußten wir die schöpferische Kraft und die Fähigkeit des britischen Genius anstaunen.“ Als die Engländer ihre Flagge auf

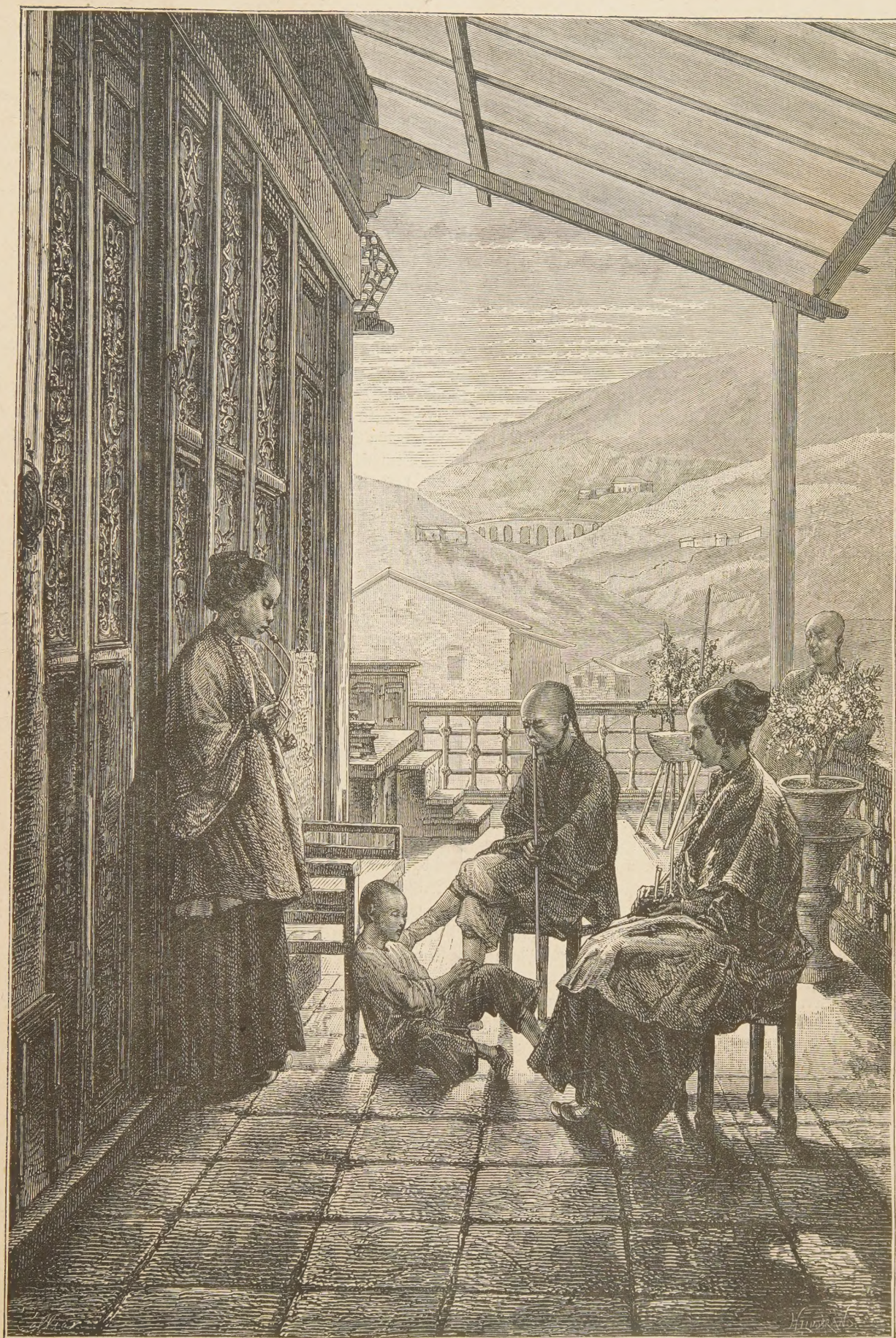


Chinesischer Tempel in Hongkong.

Hongkong aufpflanzten, war dieses weiter nichts als ein unfruchtbares, fast unbewohntes Felseneiland: aber heutzutage ist alles ganz anders geworden. Ausgetrocknet sind die sumpfigen, ungefunden Niederungen. Walbige Höhen wechseln mit grasigen Hängen, mit Gärten und Weinbergen. Anmuthige Fischerdörferchen bergen sich im Schatten großer Bäume. An der

Nordküste hat sich die Stadt Victoria¹ terrassenförmig den ungastlichen Felsen hinaufgerungen, während zu ihren Füßen die Schiffe sich drängen, die aus allen Theilen der Erde in dem geräumigen, gastlichen Hafen sich zusammenfinden. Nicht

¹ Vgl. die 1878 S. 248 f. gegebene Ansicht.



Mittagsruhe einer Chinesischen Familie in Hongkong.

nur als das Gibraltar des fernsten Ostens stellt sie sich uns dar, sondern vor Allem als eine Heimstätte europäischer Cultur in den chinesischen Gewässern: stattliche Quais, breite, von Bäumen beschattete Straßen, mit Trottoirs und Säulenhallen, Spitäler, Kasernen, Theater, Klublokale, eine Rennbahn, dann aber wieder neben Gotteshäusern der verschiedensten Confessionen auch Pagoden und Moscheen.

Freilich, ein Miniatur-London an der Schutiangmündung ist und bleibt ein gewagtes Unternehmen. Der Auswurf vom nahen Festlande, der die anständige Behandlung in den englischen Gefängnissen unbedenklich der Erdrösselung daheim vorzieht, strömt nach der freien Insel hinüber, und die Polizei ist noch lange nicht der grauenhaften Unsitlichkeit und Spielwuth Meisterin geworden.

Für die chinesischen Missionen überhaupt bahnten die Friedensschlüsse eine neue Ara an — ob eine Segensara, muß erst noch der Erfolg zeigen. Die Missionäre, früher Chinesen unter den Chinesen, können nunmehr, trotz Haarzopf und Seidenkleid, den Ausländer nicht los werden; nicht durch des Kaisers Gunst sind sie in China, sondern einzig kraft der für das Land so verdemüthigenden Verträge und des wachsamten Schutzes der Consuln. Ein Einzelzug möge statt längerer Auseinandersetzungen den Unterschied veranschaulichen. Die alten Missionäre, die PP. Ricci und Schall, nahmen niemals Anstand, die Behörden in landesüblicher Weise knieend zu begrüßen. Der 1855 zu Kiating in Kwangtung in's Verhör genommene Missionär R. J. Jacquemin weigerte sich, dem Richter knieend zu antworten. „Die Chinesen,“ sprach er, „mögen sich den chinesischen Gebräuchen anbequemen; ich vermag als Franzose zu deren Beobachtung nicht angehalten zu werden.“ Wir erwähnen den Zug, nicht um die Handlungsweise des Missionärs zu mißbilligen, sondern einzig, um den tiefen Gegensatz zwischen Einst und Jetzt recht handgreiflich zu veranschaulichen.

Die katholische Kirche begriff schnell die künftige Wichtigkeit Hongkongs. Bereits 1843, nur ein Jahr nach der Abtretung der Insel an England, wurde in Hongkong eine apostolische Praefectur gegründet und den italienischen Franziskanern von der Propaganda anvertraut. Diese übertrugen gleichzeitig von Macao ebendahin die Procur ihrer chinesischen Missionen, welcher bald die Procur der spanischen Dominikaner und später diejenige der Pariser Gesellschaft der auswärtigen Missionen nachfolgte. Die Kolonialregierung selbst überließ der entstehenden Mission ein Grundstück, auf welchem sich alsbald Kirche und Missionshaus erhoben. 1856 ging die Praefectur über auf das Mailänder Missionsseminar und wurde 1874 zum apostolischen Vikariate erhoben, an dessen Spitze Msgr. Timoleon Raimondi steht. Die Mission beschränkte sich anfänglich auf das britische Territorium und die nächstliegenden Inseln. Msgr. Guillemin, apostolischer Praefect von Kwangtung, erlaubte sodann den Missionären von Hongkong, ihre Thätigkeit an der gegenüberliegenden Küste zehn Meilen landeinwärts auszudehnen, und erweiterte nachträglich noch das ihnen provisorisch überlassene Arbeitsfeld. 1876 zählte man circa 5000 Katholiken auf eine Bevölkerung von nahezu zwei Millionen.

Unter ihrem gegenwärtigen apostolischen Vikare Msgr. Raimondi hat die katholische Kirche Hongkongs sich in sehr

erfreulicher Weise entwickelt. Ganz besondere Sorge widmete derselbe den Schulen. Das neben der Kathedrale erbaute Colleg vom heiligsten Erlöser hat sich auch bei den Nichtkatholiken alle Achtung erworben (vgl. die Abbildung S. 212). Es enthält, zunächst für europäische Kinder, sowohl eine englische als eine portugiesische Anstalt, dann eine stark besuchte chinesische Schule. Überaus segensreich wirkt das „Reformatory“, ein Erziehungs- haus für arme und verwahrloste Knaben. Die unsern Lesern wohlbekannten Canossianerinnen endlich leiten eine von mehr als 400 Kindern besuchte Mädchenschule. Das Colleg und die Kathedrale wurden nach dem Brande der Missionsanstalt vom Jahre 1858 an der gleichen Stelle Anfangs der sechziger Jahre neu aufgebaut; 1864 konnte das Colleg eröffnet werden und hat in diesen nun nahezu 20 Jahren reiche Früchte gebracht. Auch außerhalb der Hauptstadt nimmt die katholische Kirche in erfreulicher Weise zu. So zählt der nördliche Distrikt schon über 1000 Katholiken; das Dorf Lei-chea-ha mit 500 Einwohnern ist ganz katholisch, und seine neuerbaute Kirche (vgl. Abbildung S. 213) dient als Pfarrkirche für den ganzen Bezirk.

Doch wir haben wiederholt und eingehend über den Stand des katholischen Missionswerkes im Vikariate berichtet (vgl. 1874, S. 267 f.; 1875, S. 170 f.; 1879, S. 2 ff.) und wollen hierorts bereits Gesagtes nicht wiederholen. Wir begnügen uns damit, die an letzterer Stelle gebotenen Ansichten durch einige neue zu ergänzen. Hongkongs Bedeutung für den Katholicismus im äußersten Osten liegt zudem nicht so sehr in diesen lokalen Anstalten, als in seiner centralen Lage, in seiner Eigenschaft als Stätte der Procuren für die Mehrzahl der chinesischen Missionen. Von den 31 Missionen China's gehören 23 den vier genannten Missionsgenossenschaften (Franziskaner, Dominikaner, Auswärtige Missionen, Mailänder Seminar); und dazu kommen noch die zwei Vikariate Japans und die beiden Dominikaner-Vikariate Tongkings. Sie alle haben ihre Procur in Hongkong.

Die Thätigkeit eines solchen Procursors ist nun freilich eine weniger hervortretende, die Gönner des Missionswerkes weniger begeistern, dafür aber eine desto unentbehrlichere. Abgesehen davon, daß er die Geschäfte der ihm anvertrauten Missionen mit Rom und Europa vermittelt, empfängt er die neuankommenden Missionäre und weist ihnen die Wege, um den ihnen zugewiesenen Wirkungskreis zu erreichen — nicht immer eine leichte Aufgabe. Dann aber hat er zu sorgen, daß alle von den Gläubigen aller Länder zuschießenden Unterstützungen auch wirklich an den Ort ihrer Bestimmung gelangen. Wenn du, christlicher Leser, dein Scherflein, groß oder klein, für China hergibst, für das Heil der großen oder kleinen Kinder daselbst, so denke ja nicht, dasselbe brauche nur ganz einfach an seinen Bestimmungsort adressirt zu werden. In China gibt es keinerlei regelmäßigen und sicheren Postverkehr, wohl aber Leute genug mit weitem Gewissen und weiten Taschen, und dein Scherflein würde sicherlich schon in der Bocca Tigris oder im untern Jantsekiang verschwinden. Da ist nun der Missionsprocursor, gewöhnlich ein älterer, mit Land und Leuten genau vertrauter Missionär, der nimmt deine Gabe in Empfang und trägt Sorge, daß sie durch sichere Hand und auf sicherem Wege ungeschmälert an den Adressaten gelangt — sicherlich eine recht praktische, unumgänglich nothwendige Einrichtung.

Nachrichten aus den Missionen.

Palästina.

Bruder Othmar Mayr, Generalcommissär der barmherzigen Brüder, schreibt uns aus Nazareth die folgenden Zeilen, aus denen hervorgeht, daß das Scherflein unserer Leser an dem Orte, den Jesus Christus durch seinen Gehorsam und seine Arbeit mit Maria und Joseph heiligte, gut angewendet wird:

„Durch das Comité des Hl.-Grab-Vereins in Köln wurden mir 206 Mark zugesandt, welche von der Redaction der ‚Katholischen Missionen‘ gesammelt wurden, was ich somit bestätige und wofür ich im Namen der armen Kranken, für welche das Geld verwendet wird, ein herzliches ‚Vergeltsgott‘ sage.

Zum Danke geehrt es sich, Einiges über unser Spital und unsere Thätigkeit mitzutheilen. Das Sprichwort: ‚Aller Anfang ist schwer‘ bewährt sich auch hier. Kein eigenes Haus! das, welches wir bewohnen und zur höchsten Nothdurft zu einem Spital eingerichtet haben, ist gemietet. Doch haben wir schon ein großes Stück Land angekauft und mit dem Baue begonnen. Das Gebäude muß zweckmäßig und groß genug sein. Das kostet viel Geld, und da dieses leider noch nicht zur Verfügung steht, so wird der Bau verzögert.

Vergangenes Jahr traf uns ein harter Schlag durch den plötzlichen Tod unseres Mitbruders P. Philipp Benittus Wagner, Priesters und Dr. der Medizin. Er kam im Monat Juli hierher, brachte einen Theil seines elterlichen Erbtheiles mit und rechnete darauf, nach dem Tode seiner Mutter den Rest auch für das Krankenhaus zu verwenden. Wir haben durch ihn in jeder Hinsicht viel verloren. Der Arzt und Priester, den wir in ihm hatten, kann uns nicht leicht ersetzt werden. Kranke gibt es in und um Nazareth viele. Alle suchen und finden bei uns Hilfe, so gut es geht; allen Ansprüchen können wir freilich nicht entsprechen; nicht einmal alle Katholiken können wir versorgen, und es thut uns sehr leid, manche bei den Protestanten wissen zu müssen, wo sie ohne die hl. Sacramente und ohne Beistand eines katholischen Priesters sterben. Ein katholisches Krankenhaus in Nazareth ist ein wirkliches Bedürfnis und ein Missionswerk, welches verdient, unterstützt zu werden. Wir halten neben dem Spital auch ein Ambulatorium mit täglicher Consultation, wo die Kranken visitirt, operirt, verbunden und mit Arzneien versehen werden, und zwar Alles unentgeltlich. Im verflossenen Jahre hatten wir im Ganzen 3504 Kranke, darunter sind:

Katholiken	1186
Uniten Griechen . . .	390
Maroniten	173
Schismatische Griechen	596
Protestanten	12
Juden	7
Muselmänner	1140.

Im Hause wurden 74 Kranke aufgenommen, mit 296 Verpflegungstagen. Gestorben ist ein Mann. Die vorherrschenden Krankheiten sind Fieber und sehr bössartige Augenleiden. Im Jahre 1881 erblindeten 38 Personen. Im verflossenen Jahre, Gott sei Dank, ist uns kein Fall vorgekommen, welcher unglücklich endet hat.“

China.

Apostol. Vikariat Südost-Petscheli. P. Zapiot S. J. schreibt in einem Briefe an P. Grandbier, datirt Wofutiang 1. Januar 1883, über die glücklichen Fortschritte des Missionswerkes in der Provinz Petscheli:

„Mit Freuden übersende ich Ihnen eine Beschreibung des Weihnachtsfestes in meiner Mission. Schon lange hegten meine Neophyten den Wunsch, den hochw. apostol. Vikar bei dieser Gelegenheit in ihrer Mitte zu sehen, wagten aber nicht, darum

zu bitten, weil sie eine abschlägige Antwort fürchteten. Ich ermutigte sie, und so sandten die guten Leute eine Bittschrift an Mgr. Vulté, welcher entsprochen wurde. Die Freuden- nachricht hatte sich rasch in der Gegend verbreitet. Am bestimmten Tage eilten, ungeachtet der Kälte und des weiten Weges, über tausend Personen von allen Orten des Bezirkes herbei. Mehr als 400 Neophyten gingen zur heiligen Beichte, und es wären noch viel mehr Christen zu den heiligen Sacramenten gegangen, wenn es nur möglich gewesen wäre. In der Kirche selbst waren 800 Personen, 500 fernere mußten außerhalb derselben der Feierlichkeit beiwohnen, weil in dem Heiligthume kein Plätzchen mehr übrig war. Drei Stunden verbrachten sie so in der tiefsten Andacht, die Augen auf den Altar gerichtet, in frommer Betrachtung des Weihnachtsfestes und der erhebenden Ceremonien der Pontifikalmesse. Die Menge in der Kirche war so dicht gedrängt, daß im Augenblicke der heiligen Wandlung, als Alles sich auf die Kniee warf, die Balustrade eingebrückt wurde, welche das Chor von der Kirche abschloß. Der hochw. Bischof reichte selbst 360 Personen die heilige Communion. Nach Beendigung der heiligen Messe predigte er und gab seiner Hoffnung Ausdruck, daß der fromme Eifer dieser aufblühenden Christengemeinde immer mehr zunehmen werde. Der übrige Theil der heiligen Nacht war der Dankagung geweiht. Als dann am Morgen die dritte heilige Messe gelesen war, versammelten sich die Fremden unter den vor der Kirche errichteten Zelten und genossen das Liebesmahl, welches ihnen die Güte einiger Familien bereitet hatte. — So endete das Fest. Sie sehen, daß ich allen Grund zum Troste habe. In meiner Gemeinde allein zähle ich über 300 Katechumenen, welche zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Drei Dörfer bereiten sich zur Annahme des christlichen Glaubens vor; eines derselben zählt über 50 Familien, welche sämmtlich am christlichen Unterichte theilnehmen. Das Weihnachtsfest, dem viele davon beiwohnten, hat sie für unsere heilige Religion ganz begeistert. Ich schreibe diese glücklichen Erfolge dem Gebete zu, welches für uns verrichtet wird; aber auch der Mildbthätigkeit unserer Wohlthäter bin ich zum größten Dank verpflichtet. Jedes neue christliche Dorf muß eine Kirche haben, eine Schule und ein Zimmer für den Priester und für den Katechisten; die drei Dörfer zusammen werden mich eine Summe von 4000 Mark kosten.“

Apostol. Provikariat Süd-Schantung. Der hochw. Rector des Missionshauses von Steyl, A. Janssen, theilt uns einen Brief des Herrn Subdiakon Riehm mit, datirt aus Puoli, den 15. Mai 1883, welcher die Nachricht enthält, daß der hochw. Herr Provikar J. B. Anzer beinahe um seines Glaubens willen von den durch die ersten Erfolge der Missionäre aufgebrachten Heiden ermordet worden wäre. Herr Riehm schreibt:

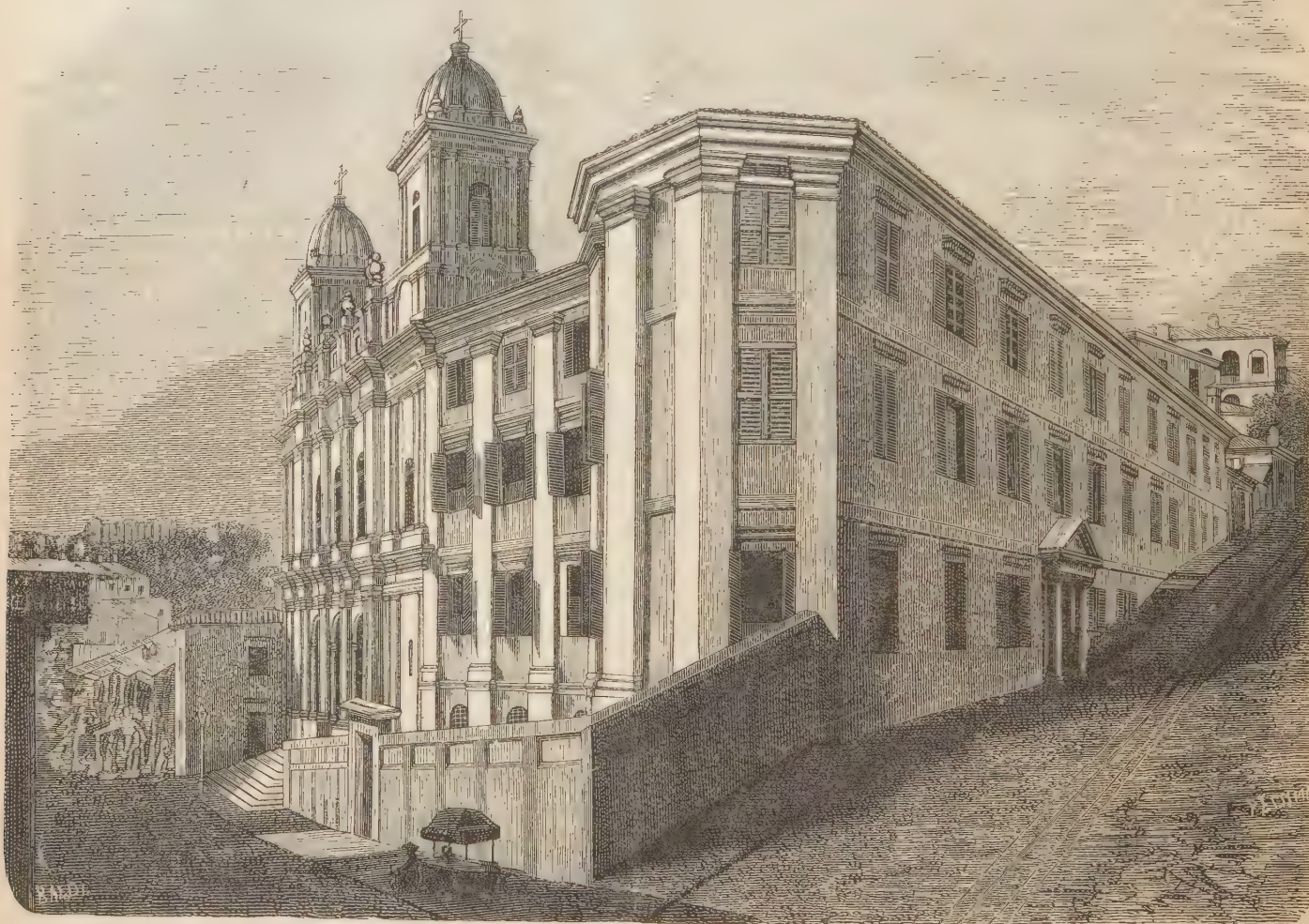
„Es war am Vorabend des Matmonates, als unser hochw. Provikar in feierlichster Weise in unserer Kirche die Maianacht eröffnete. Ganz besonders inständig empfahl er seine bevorstehende Abreise der allerseeligsten Jungfrau und forderte die Christen auf, speciell für die Bekehrung Zautschaus¹ zu beten. Am 1. Mai Morgens 5 Uhr

¹ Die Mission von Süd-Schantung hat drei zu oder Regierungsbezirke: Zentschansu, Tschansu und Zautschansu; die Hauptstädte derselben heißen ebenso. Der nächste Zweck der Reise des Herrn Provikar war der Schutz und die Stärkung der Katechumenen des dortigen Bezirkes, da man diese mit Gewalt hindern wollte, Christen zu werden.

bestieg er seinen Wagen. Als Begleitung hatte der Herr Provikar zwei Katechisten und seinen Fuhrmann. Die Nachrichten aus Zautschau waren keineswegs tröstlich, somit der Abschied recht ernst. Einige Tage nach der Abreise erhielten wir einen Brief vom Herrn Provikar. Er theilte uns mit, daß unsere Sache wirklich nicht günstig stünde. Der apostolische Mann jedoch wurde nicht abgeschreckt. Etwas später theilte er uns mit, daß er am 5. Mai zur Stadt kommen würde. Unbehelligt langte Herr Anzer an, stieg in einem Wirthshause ab und besuchte am 6. Mai den Mandarin. Der Empfang war ein kurzer und nicht freundlich. Der Mandarin fragte ihn, ob er Rebellen beschützen wolle. „Durchaus nicht. Ich beschütze nur diejenigen, welche die katholische Religion annehmen wollen, und daran durch das kaiserliche Edikt gehindert werden.“ Der Man-

darin fragte ferner, ob der Mandarin von Zangku ein Edikt zu unsern Gunsten gegeben hätte. Der Herr Provikar mußte dieß verneinen, denn der Mandarin von Zangku ist unser Feind. Darauf war die Unterredung zu Ende. Der Mandarin hatte am Schlusse der Unterredung gesagt, er müsse sich zuvor mit seinen Collegen berathen; dann wolle er ihm sagen, was er zu thun hätte. In der Stadt Zautschau befindet sich nämlich ein Kriegsmandarin und ein Ober- und Unter-Civilmandarin.

Am 11. Mai Nachmittags erschienen Soldaten im Wirthshause und forderten den hochw. Provikar auf, schleunigst die Stadt zu verlassen. Herr Anzer besteigt seinen Wagen. Begleitet von einem jüngeren Katechisten, Fuhrmann, Soldaten und einer ungeheuern Volksmenge fährt er nicht zur Stadt hinaus, sondern zum Man-



Kathedrale und Collegium vom heiligsten Erlöser in Hongkong.

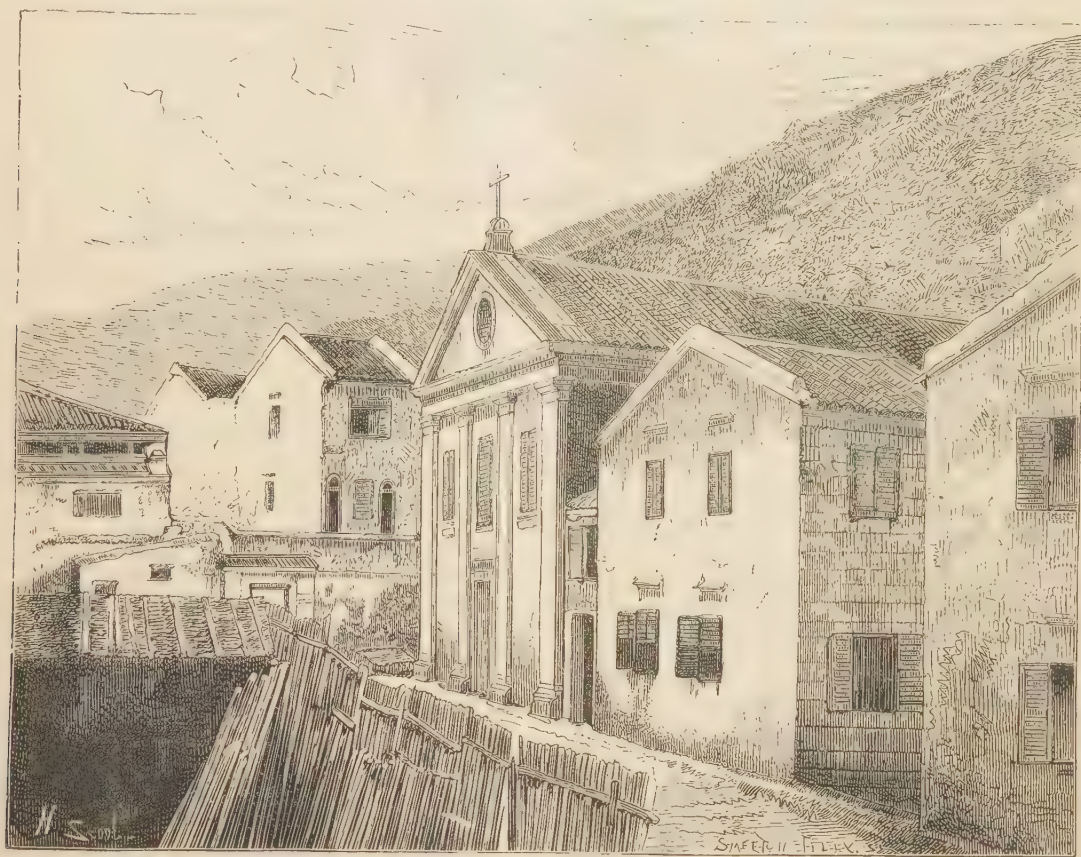
darinat. Aber hier findet er verschlossene Thüren. Nun mußte er Bescheid und schickte sich an, unter derselben Begleitung die Stadt zu verlassen. Vor der Stadt beginnt nun eine traurige Katastrophe, menschlich gesprochen; im Lichte des Glaubens betrachtet, beginnt das Martyrium. Die Soldaten schlagen zuerst den Katechisten, dieser ergreift die Flucht; dann ziehen sie den Herrn Provikar aus dem Wagen, reißten ihm bis auf die Unterhose die Kleider vom Leibe, binden ihm die Hände auf den Rücken und ziehen ihn an einem Baume in die Höhe. Nun beginnen sie ihre Henkerarbeit und schlagen unermesslich mit Knütteln auf alle Körperteile. Als sie ihn für todt hielten, ließen sie ihn zur Erde fallen und wollten jetzt den Wagen demoliren. Der Fuhrmann erhob jedoch Einsprache, in-

dem er sagte, es sei sein Wagen. So beschädigten die Unholke nur das Tuch, raubten aber Alles: Gepäck, Geld, Kleider, Messachen, und gingen ihres Weges. Eine Stunde nach der Abfahrt des Herrn Provikar erschienen im Wirthshause wieder Soldaten, geben einem Katechisten einige Ohrfeigen und bedeuten ihm, schleunigst zu fliehen. Der alte Katechist war eben abwesend. Ersterer nun geht zur Stadt hinaus und findet in einiger Entfernung den Herrn Provikar. Weber Herz- noch Pulsschlag konnte er bemerken. In dieser traurigen Lage blieb er bei dem Bekenner Christi; erst nach einiger Zeit überzeugte ihn ein schwacher Pulsschlag, daß noch Leben vorhanden sei. Ein mitleidiger Heide kam eben des Weges. Beide nahmen die theure Bürde und trugen sie 7 Et weit. Dort erhielten sie einen

Wagen für Geld und gute Worte; auf diese Weise gelangten sie in ein 18 Li von der Stadt entlegenes Dorf, wo einige Katechumenen die armen Verfolgten aufnahmen. Es war schon Mitternacht. Am andern Morgen gegen 8 Uhr trank der Herr Provikar etwas Thee und sprach unverständliche Worte. Um diese Zeit erschienen Leute aus dem Mandarinat mit einem Wagen. Ihr Herr, sagten sie, wüßte nichts von dem Vorgefallenen; er bedauere sehr, und lasse den Provikar bitten, ins Mandarinat zu kommen. Allein der Arme konnte den Wagen nicht besteigen. Vier Männer fassen sein Bett und tragen ihn so, während der Katechist den Wagen besteigt. Der Mandarin, welcher das Tribunal geschlossen hatte, ist derselbe, der ihn jetzt aufgenommen hat. Unser Fuhrmann ist geflohen, ebenso die Katechisten, nur jener alte nicht, welcher vielleicht in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, bei dem theuern Befenner im Mandarinat weilt. Dies erzählte ein treuer Katechist, der eben in dem besagten Dorfe predigte. Er hat Herrn Anzer in

seinem Leidenszustande gesehen und sagte, er könnte wohl schon todt sein."

So Herr Niehm, der damals allein in Puoli, dem Centrum der Mission, sich befand. Herr Janssen empfing diesen Brief am 20. Juli, und so sind die vier neuen Missionäre am 26. Juli noch unter dem Eindrucke dieser Nachrichten abgereist. Man wollte mit der Veröffentlichung derselben bis auf weitere Bestätigung warten. Diese ist unterdessen eingetroffen und zwar durch einen Brief des Herrn Provikar selbst, der zu unserer großen Freude in dieser harten Drangsal von der göttlichen Vorsehung glücklich, wenn auch nicht ohne Verletzung, erhalten worden ist und nun hoffentlich der Mission seine Kräfte noch lange wird widmen können. Leider hat er über den ganzen Vorfall selber nur kurze und abgebrochene Mittheilungen gemacht. Er schreibt:



Kirche von Leichenha (Hongkong).

„Ich übersende heute den Jahresbericht. Der Schluß folgt nächstens. In Zautschau fu wurde ich geschlagen in odium religionis d. h. aus Haß gegen die Religion. Davon später. Heute aber etwas Nothwendigeres. Ich habe in Zautschau fu 170 Taels¹ verloren (wurden geraubt). In Zinanfu, Tschifu habe ich Schulden, so daß mit genauer Noth die 3000 Mark, die Sie schickten, zu deren Deckung hinreichen. Dazu habe ich täglich 70—80 Personen zu ernähren, die Katechisten zu bezahlen, die Reisen für die Versorgung der Katechumenen, dann jetzt der Proceß und — kein Geld. Ich bat N. N. auf den Knien, mir abermals Geld zu leihen. Aber er konnte nicht. Wenn Gott jetzt nicht ein Wunder wirkt, so geht die Mission zu Grunde. Heute sende ich ein Telegramm. Ich hoffe, nach Empfang dieses Briefes haben Sie bereits die 8000 Mark abgeschickt. Aber schicken Sie so bald als möglich wieder. Die 8000 Mark

reichen bloß für die augenblicklichste Noth. Kommt nicht in ein bis zwei Monaten Geld, so muß ich die Mission auflösen. Ach, welche Schwierigkeiten! Dazu bin ich noch voll Wunden, ganz geschwächt ob des Blutsturzes.“

Auf dem Rande bemerkt dann der Herr Provikar noch mit einigen flüchtigen Zeilen: „Ich fragte meine Peiniger, warum sie mich schlugen. Wollten sie mein Geld, so sollten sie es nehmen. Sie schrieten: ‚Wir wollen nicht deine Habe, wir wollen dein Leben. Du bist ein Haupt der katholischen Kirche. Diese ist schlechter, als die Secte der ‚weißen Seerose‘. Du mußt sterben!‘ Ich habe sechs Kopfwunden. Mein linker Fuß ist gebrochen. Der Rücken von den Schlägen sehr geschwollen. In Folge der Schläge überfiel mich ein Blutsturz...“

Apostol. Vikariat Yunnan. Von der Ermordung des hochw. Herrn Terrasse haben wir in der letzten Nummer Seite 197

¹ 1 Taël = ungefähr 6 Mark nach unserer Rechnung.

berichtet. Selbster traf ein Brief des hochw. Provokars Bourgeois ein, datirt aus Yunnanen 23. April 1883, welcher von dem weitem Umsichgreifen der Verfolgung zu melden hat:

„Die wilden Banden, welche Herrn Terrasse ermordeten, sind keineswegs zersprengt worden; im Gegentheile: sie haben zahlreiche neue Hilfscorps erhalten und stehen augenblicklich über 1000 Mann stark bei den rauchenden Ruinen der vier Missionsstationen, welche unser theurer Blutzeuge gegründet hatte. Sie machen auf die wenigen armen Christen Jagd, welche sich in den Höhlen des Gebirges versteckt halten, und schlachten sie unbarmherzig hin, sobald es ihnen gelingt, eines derselben habhaft zu werden. Nach den zuverlässigsten Nachrichten haben sie bereits 70—80 Christen niedergehauen oder verbrannt. Alle Häuser der Neophyten zusammen mit den Kapellen und den Wohnungen des Missionärs wurden in den vier Stationen geplündert und eingeäschert. Die barbarischen Mörder schnitten dem Leichname des P. Terrasse den Kopf ab und rissen ihm die Leber heraus. — Was thun denn die Mandarine, werden Sie sagen, wenn sie diese Mordbanden nicht verfolgen? Sie müssen vor Allem wissen, daß diese Blutsenen geradezu das Werk des ersten Militär-Mandarin von Sy-tao sind. Schon seit mehr als Jahresfrist heßt dieser hohe Beamte sein Volk zu unserer Vernichtung; er sagt offen, er werde nicht ruhen und nicht rasten, so lange auch nur ein Europäer oder Christ sich in den Grenzen seines Regierungsbezirkes finde. Auch der Vizekönig ist unser geschworener Feind, und seitdem er an der Spitze unserer Provinz steht, gehen die schlimmsten Gerüchte über unser Schicksal von Mund zu Mund. Da so einflußreiche Feinde uns gegenüberstehen, ist es nur zu ver wundern, daß wir noch unter den Lebenden sind; die Mörder des P. Terrasse wissen recht wohl, wer sie beschützt, rühmen sich ihrer Bluthaten und scheinen vollständig entschlossen, ihr Räuberhandwerk fortzusetzen. — Gleichwohl scheint der Vizekönig etwas nachdenklich zu werden; soeben hat er einen Mandarin abgeschickt, um sich die Sachlage anzusehen und die Banden aufzulösen — so gibt er wenigstens vor; ob es ihm Ernst ist, wird die Zukunft lehren. Auch P. Heinrich Maire wäre beinahe das Opfer eines frechen Überfalles geworden. Am hellen Mittage des heiligen Osterfestes stürzte sich eine zahlreiche Schaar von Heiden auf seine Wohnung und überschütteten dieselbe mit Steinwürfen; alle Dachziegel sind zerschmettert. Auch wurden mehrere Christen verwundet; P. Maire aber konnte sich rechtzeitig retten.

Hier in der Hauptstadt werden alle Tage drohende Aufrufe gegen uns öffentlich angeschlagen. Die Mandarine, welche recht wohl wissen, was vorgeht, hüten sich, auch nur einen Finger zu unserm Schutze zu bewegen. Soeben schickt uns der Vizekönig einen seiner Beamten und fordert uns auf, von dem Baue unseres Collegs abzustehen; sonst, läßt er uns bedeuten, könnten wir leicht Opfer der Volkswuth werden. Die Gelehrten setzen Himmel und Erde in Bewegung, um uns einzuschüchtern; schon zweimal zogen sie zum Gouverneur und forderten frech, daß er uns den Befehl gebe, nicht nur vom Bauen abzulassen, sondern auch das angekaufte Grundstück zurückzugeben. Das ist gerade der Herzenswunsch des Gouverneurs; aber er ist Chinese genug, sich nicht zu überstürzen oder der Gefahr eines Tadel, vielleicht selbst des Verlustes seines Amtes bloßzustellen.

Was steht uns bevor? — Wir sind in der Hand Gottes, sei es zum Leben oder zum Tode. Wenn noch mehr Blut nöthig ist, um den Zorn des Himmels zu befriedigen, um die

Gnade der Bekehrung für diese armen Heiden zu verdienen, so sind wir alle ohne Ausnahme bereit, unsern letzten Tropfen zu verspritzen. Inzwischen beten Sie eifrig für unsere theure Mission, damit der Heiland uns und unsern Christen die Tugend der Sturmmuth gebe, seinen heiligen Willen zu erfüllen.“

Yunnan.

Apostol. Vikariat West-Tongking. Wir zeigten bereits in der Septemhernummer die Ermordung des hochw. Herrn Kaspar Béchet, Missionärs der auswärtigen Missionen, an. Heute können wir aus einem Briefe des apostol. Vikars, Mgr. Puginier, einige Einzelheiten veröffentlichen. Der Brief ist datirt Ke-so, 26. Mai 1883.

„Am 19. Mai Abends trafen drei neue Missionäre ein, gerade rechtzeitig, um am folgenden Tage, am Dreifaltigkeitsfeste, mein 25jähriges Priesterjubiläum mitzufeiern. Diese Verstärkung machte mir um so größere Freude, da ich binnen Kurzem unsern Mitbrüdern, welche in der Laos-Mission ein Leben voll Mühe und Arbeit führen, Hilfe senden mußte. Zwei Tage später erhielt ich einen Brief aus Nam-Dieh; sein Inhalt traf mich wie ein Blitzstrahl; er lautete: „Herr Béchet wurde mit drei Katecheten und vier Christen, welche ihn begleiteten, verhaftet. Nach einem kurzen Verhöre schlug man dem Priester den Kopf ab, und seine sieben Begleiter theilten das gleiche Loos.“

Herr Béchet mußte seit drei Monaten wegen Kränklichkeit sein Wirken unterbrechen und man fürchtete die Schwindsucht; um die erzwungene Ruhe nach besten Kräften für die Mission auszunützen, beschloß er, die hauptsächlichsten Christengemeinden der Provinz Nam-Dieh zu besuchen. Offenbar hatte er keine Ahnung von der Gefahr, in welche er sich stürzte. Nachdem er am Dreifaltigkeitssonntage in der Pfarrei von Ke-Dai die heilige Messe gelesen hatte, begab er sich wieder auf den Weg, in der Hoffnung, Herrn Girod zu treffen. Kurz vor Mittag begegnete er im Dorfe Ke-Hou einer starken Abtheilung Soldaten; einer guten Belohnung gewiß, ergriffen ihn diese sammt seinen Gefährten und überlieferten ihn ihrem Anführer, einem geschworenen Feinde der christlichen Religion. Hierbei ist zu bemerken, daß der neue Gouverneur der Provinz Nam-Dieh, welcher im Auftrage des Königs die Zurückeroberung der von den Franzosen eroberten Citadelle versuchen sollte, soeben einen Aufruf erlassen hatte, in welchem er 30 Silberbarren (etwa 3000 Franken) jedem versprach, der ihm einen gefangenen Franzosen einliefere.

Der Mandarin, dem Herr Béchet übergeben wurde, ist der Sohn jenes Heangtambang, der im Jahre 1874 der erbitterteste Feind unserer Christen war. Der hochgestellte Militär fragte den Missionär, wer er sei, was er thue, wohin er wolle, und redete sofort davon, ihn tödten zu lassen. Herr Béchet antwortete, er sei Priester und Missionär; seine einzige Aufgabe sei die Verkündigung der Religion, und mit dem Kriege habe er nichts zu schaffen. Der Mandarin befahl, ihm den Kopf abzuschlagen; ebenso den drei Katechisten und zweien von den Christen, die den Missionär begleiteten. Noch ein anderer Mann aus der Umgegend wurde an seinem Skapuliere als Christ erkannt; er war gerade beschäftigt, Blumen für die seligste Jungfrau zu pflücken; denn wir sind ja mitten im Maimonate. Man frug ihn, ob er ein Christ sei, und hieb ihm auf seine bejahende Antwort den Kopf ab. Gleich darauf wurde noch ein vierter Christ erkannt und dem Mandarin ein-

geliefert; dieser forderte ihn auf, den Glauben zu verläugnen, und da er sich dessen weigerte, wurde er ebenfalls enthauptet.

So fielen in wenigen Augenblicken acht Christenköpfe unter dem Säbel dieses Mandarins, der den Durst nach Christenblut und den Gotteshaß seines Vaters geerbt hat. Die Nachricht dieser Blutthat erschreckte unsere Neubekehrten; man fürchtete allgemein, die Schrecken des Jahres 1874 werden sich erneuern. Ich beeilte mich, den französischen Commandanten von Nam-Dieh um die Strafe der Mörder zu bitten. Es ist dringend nothwendig, daß das Verbrechen strenge geahndet werde, damit unsere Feinde, die Gelehrten, vor der Wiederholung ähnlicher Morde zurückschrecken. Man muß den Leuten zeigen, daß die Franzosen beim Morde eines Missionärs und seiner Christen, die einzig um des Glaubens willen starben, keine gleichgiltigen Zuschauer bleiben."

Vorderindien.

Belutschistan ist durch den apostolischen Stuhl vorläufig mit dem großen apostolischen Doppelvikariate von **Bombay-Poona** verbunden worden, welches von den deutschen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu unter Leitung Msgr. Leo Meurin's verwaltet wird. Die erste Station dieses weiten Berglandes wurde zu Anfang des laufenden Jahres, und zwar durch P. Hillenkamp S. J., in dem englischen Militärposten Quetta (Ketta) eröffnet. In dem folgenden Briefe erzählt uns dieser Missionär seine Reise von Bombay an die Grenzen Afghaniſtans:

„Sie haben gewiß schon von Quetta gehört. Nach Beendigung des Krieges mit Afghaniſtan wurde es von den englischen Truppen vor etwa 2½ Jahren als Hauptvorposten gegen Afghaniſtan (die Russen?!) besetzt und zu einer vielversprechenden Station angelegt. Quetta liegt beinahe auf der Grenze zwischen Belutschistan und Afghaniſtan und ist eine ziemlich bedeutende Hochebene, etwa 2000 Meter über dem persischen Golfe, von hohen Bergen an zwei Seiten eingeschlossen. Unsere hohe Lage geht schon daraus hervor, daß wir hier einen wirklichen Frühling haben. Es ist der erste Frühling, dessen ich mich seit dem unvergeßlichen Maria-Laach im Jahre 1868 erinnere. Die höheren Berggipfel sind noch mit Schnee bedeckt, obwohl in Indien bereits die heiße Zeit angefangen hat.

Im letzten August wurde Quetta und das ganze Belutschistan unserem hochwürdigsten Bischof L. Meurin S. J. übertragen, da die Patres von Mill-Hill, welche die Truppen nach Kabul und Kandahar begleitet hatten und nachher als Militärkapläne in Quetta geblieben waren, diese Gegend aufgaben, um sich der neuen Mission von Borneo zuzuwenden. Als diese Änderung stattfand, war ich gerade von Deesa nach der großen Militärparade von St. Patrick in Pune verſetzt worden. Da nun Quetta etwa 1000 Meilen nördlich von Bombay liegt, kann es dem Missionär an Strapazen nicht mangeln. Eine feste Gesundheit und besonders guter Humor schien also erforderlich, und so hatte ich das Glück, vor mehreren anderen Patres, die sich für Quetta anboten, auserlesen zu werden. Ich verließ meine „Cathedrale des Deccans“ am 16. December vorigen Jahres und traf am selben Tag in Bombay ein, um vor meiner langen Reise die Aufträge des hochwürdigsten Bischofs zu empfangen.

Weil ich als Militärkaplan reiste, erhielt ich freie Fahrt erster Klasse auf dem Dampfboot von Bombay nach Karachi. Ich war der einzige Passagier erster Klasse und hatte somit Raum genug, mich auf der „Ethiopia“ zu bewegen. Wir langten zwar schon Samstag Abends im Hafen von Karachi an; allein ich wollte den guten PP. Velz und Höne keine unangenehme Störung (bei Nacht) bereiten, und wartete deshalb bis zum nächsten Morgen.

Da ich eine Masse Kisten und Gepäck bei mir hatte (ich mußte ja eine neue Station anfangen!), war das Landen keine geringe

Aufgabe. Eine Droschke brachte mich in einer halben Stunde nach der fünf englische Meilen entfernten prachtvollen Kirche St. Patrick — ein stehendes Denkmal des Seeleneifers und der Thätigkeit unseres P. Velz. Da es Sonntag war, wollte ich natürlich die heilige Messe lesen, und ich kam gerade zu rechter Zeit, als die Militärmesse beinahe zu Ende war. Ich habe wenige Kirchen in Deutschland gesehen, die einen so imposanten Eindruck machen, als St. Patrick in Karachi. Der Plan stammt vom seligen P. Wagner und wurde von den Brüdern Lau und Klüber für etwa 10 000 Pfd. Sterl. ausgeführt. In der Weihnachtsnacht hatten wir ein großartiges Hochamt, wobei ich Subdiakon war und P. Höne predigte. Am folgenden Morgen feierte ich die Militärmesse mit Predigt. Dem hochwürdigsten Bischof konnte ich aus voller Überzeugung schreiben, ich halte Karachi für die Blume seines apostolischen Vikariats.

Ich verließ Karachi am 28. December wieder mit einem Freibillet erster Klasse, flog in Kotri aus und fuhr über den Indus nach Haiderabad. Als ich in meinen Jugendjahren Geographie studirte und den Indus aus der Ferne und auf dem Papier kennen lernte, dachte ich gewiß nicht, daß ich je dessen schmutzige Gewässer befahren würde. In Haiderabad hielt ich mich vom Donnerstag Abend bis zum Freitag Abend auf und setzte dann meine Reise nach Sukkur fort; die Fahrt dauerte die ganze Nacht und den folgenden Vormittag. Ich passirte sehr interessante Orte, wie z. B. Larkhana, wo, wie man sagt, Alexander der Große den Indus überschritt. Sukkur ist ein wüßtes Nest. Nichts als Sand und Steine. Früher war es eine englische Militärstation, wurde aber wegen enormer Sterblichkeit der Truppen aufgegeben. P. Peters ist hier Kaplan und hat ein Kapellchen mit einem stark verstimmt und kreischenden Harmonium. Leider konnte ich seine Gastfreundschaft nicht lange genießen, da ich am folgenden Morgen (31. December) wieder auf die Eisenbahn mußte, um die letzten 160 Meilen bis zum Eingang in den Bolanpaß zurückzulegen. Ich passirte an diesem Sonntag sehr bedeutende Plätze, wie Shikarpur, Jacobabad und Sibi, und langte endlich am Abend 9½ Uhr in Mirdli an, der Endstation der bis jetzt bestehenden Kandahar-Staatsbahn. Fast den ganzen Nachmittag sah ich die trügerischen Spiegelbilder der Jata Morgana, die in der Wüste von Jacobabad bis Sibi (etwa 100 Meilen) wirklich auffallend sind. Es konnte keine Einbildung der Phantasie sein, da ich nicht nur prachtvolle Seen, sondern auch die herrlichsten Städte mit orientalischen Palästen, Minarets, flachen Dächern zc. zu sehen glaubte. Die letzten 180 Meilen dieser Bahn wurden erst zur Zeit des jüngsten Feldzuges gegen Afghaniſtan unter persönlicher Leitung des damaligen Gouverneurs von Bombay, Sir Richard Temple, gebaut. Wie schnell die Arbeit vor sich ging, können Sie daraus entnehmen, daß per Tag eine bis zwei Meilen fertig wurden, obwohl der Wassermangel so groß war, daß Karawanen von Kamelen und Ochsen das Wasser vom Indus heranschieppen mußten — aus einer Entfernung von beinahe 100 Meilen.

Wie schon gesagt, langte ich am Endpunkte dieser Bahn, Mirdli, um 9½ Uhr Abends an, und da ich 13 Stunden im Zuge gewesen, können Sie wohl denken, daß ich recht schafften hungrig war. „Aber, wie kann der Mensch sich trügen“ — nichts zu haben bis 11½ Uhr. Mein Reisegefährte war der Offizier, der den sogenannten Transport commandirte, und so war ich dann sicher, am Neujahrsmorgen ohne Schwierigkeiten weiter transportirt zu werden. Er stellte mir drei Maulthierfarren (ein Maulthier zu jedem zweirädrigen Karren) zur Verfügung. Meine Bagage wurde verpackt und meine Wenigkeit, hoch auf den Kisten thronend, mit einer Eskorte von zwei Cavalleristen, verließ diesen letzten „civilisirten“ Ort.

Der Bolanpaß ist eine der wenigen Verbindungsstraßen zwischen Indien und Persien. Sie müssen nun ja nicht denken, daß da eine Chaussee hinaufführt — es ist einfach das Bett des Bolan-Flusses und natürlich voll von Steingerölle zc. Die Regierung baut jetzt eine Straße heraus, die über der Hochwasserlinie liegen wird, da das Terrain für eine Eisenbahn zu steil ist. Eine Eisenbahn nach

Quetta ist in Angriff genommen, doch führt sie durch eine andere Gegend auf Umwegen hierher. Am ersten Tage ging's 19mal in vier Stunden durch den Bolanfluß, der ein herrlich klares Wasser hat. Dafür muß man die folgenden vier Tage bitterm Wassermangel leiden. Vier Nächte hatte ich in diesem Pässe zuzubringen, nicht, wie man in Deutschland thun würde, in einem Gasthause, sondern in kleinen Hütten, welche die Regierung für den Gebrauch von Offizieren in gewissen Entfernungen errichtet hat. Selbstverständlich muß man allen Proviant mit sich führen, da unterwegs nichts zu bekommen ist. Der Bolanpaß war bis voriges Jahr ziemlich gefährlich, da die Pathans (Einwohner Afghanistans) zu dem größten Raubgesindel gehören; selbst jetzt noch hört man hie und da von Morden. Die Gegend ist großartig, indem man zuweilen von himmelhohen Bergen fast erdrückt wird und halb wieder meilenbreite offene Stellen passiert. Meine Halteplätze waren South, Kirtha, Binani, Matz (wo mich die Ratten fast weggeschleppt hätten) und Derwabsa. Die Bedeutung des letzteren Namens ist sehr bezeichnend, da es das Hindustani- und Puschtu-Wort für 'Thüre' ist.

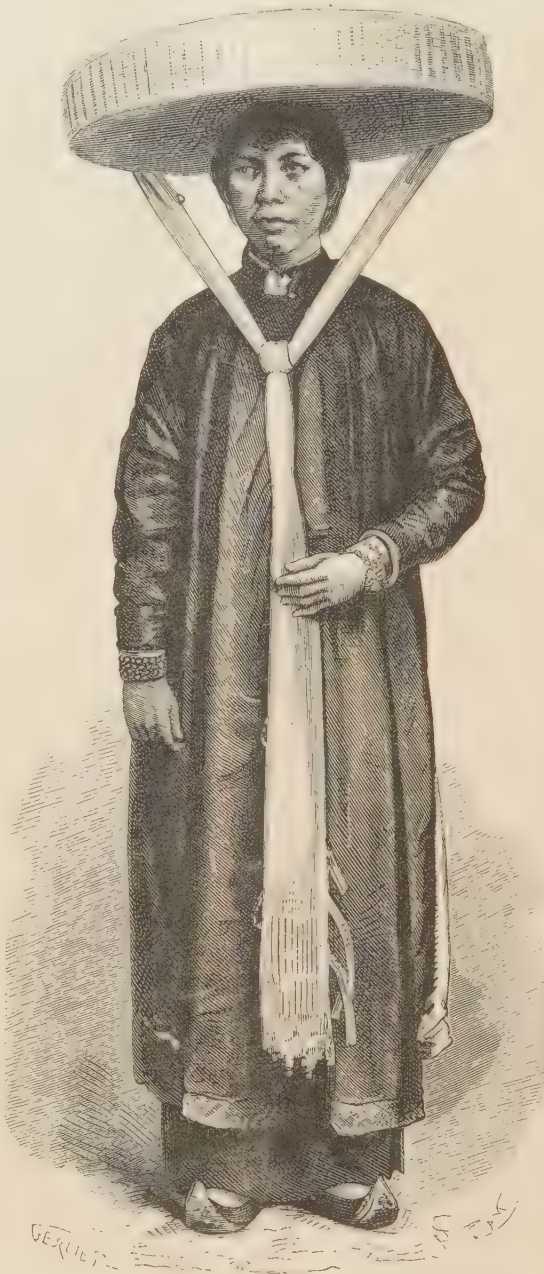
Derwabsa ist wirklich der Eingang zur Hochebene von Quetta. Ich glaube, ich hatte das Vergnügen, einem Stelldichein aller Winde des Erdballs beizuwohnen; denn es war dort ein Blasen und das von allen Seiten, daß man wirklich nicht herausfinden konnte, von welcher Richtung der Wind kam.

Endlich langte ich am 5. Januar Nachmittags 2½ Uhr in Quetta an, wo mich mein Vorgänger und Landsmann, P. Temme (Paderborner), ein Will-Hill-Missionär, mit großer Liebe empfing.

Es war seit 15 Jahren das erste Mal, daß ich wieder einmal an einem Feuer mich erlabte, in Indien braucht man die Zimmer nicht zu heizen und zieht sich vom Feuer möglichst zurück. Es ist noch Alles ziemlich primitiv hier, und so habe ich denn anstatt einer Kirche drei Zelte, die miteinander verbunden Raum genug für meine Leute geben. Die Kirchenbänke bestehen aus je einer Bohle von 10' Länge, die zu einer Pontonbrücke gehören, und ruhen auf Patronenpfosten. Das Ganze sieht stark militärisch aus, namentlich wenn die beinahe 200 Rothröcke den ganzen Raum füllen. Ich habe bereits eine Bittschrift um eine Kirche eingereicht und hoffe, daß vor Anfang nächsten Winters meine Bitte erhört sein wird. Man überließ es mir, den Platz auszusuchen, und ich bin überzeugt, daß der hochwürdigste Bischof mit meiner Wahl zufrieden sein wird. 9680 Quadratmeter habe ich erhalten und werde somit auch einen schönen Garten anlegen können. Mir gefiel der Platz so gut, weil ein Flüsschen durch das Grundstück fließt, und weil er nahe bei den Kasernen und dem Militär Lazareth liegt. Letzteres hat man gerade in Angriff genommen, und die Kasernen, Offizierswohnungen u. u. werden so zahlreich, daß sie für sich eine

kleine Stadt bilden werden. Die Russen könnten allerdings einen Strich durch die Rechnung machen, da sie bereits in der Nähe von Herat sind, also ungefähr 40 Tagmärsche von hier.

Die Einwohner hier herum sind ausschließlich Muhammedaner. Sie sind von den Muhammedanern in Indien sehr verschieden, sowohl dem Äußern nach, als auch durch stärkeren Fanatismus. Sie erinnern mich sehr an die polnischen Juden. Hindus und Parsis sind erst seit dem letzten Feldzuge hier als Kaufleute, Beamte u. s. w. Die Landessprache, Puschtu, hat große Ähnlichkeit mit dem Persischen und Arabischen, sie hat dieselben Rehlauten wie die arabische. Für das Christenthum sieht es hier noch nicht sehr versprechend aus, wie überhaupt Muhammedaner einer Bekehrung mehr abgeneigt sind als alle andern Völker."



Christliche Annamitin.

Ägypten.

Die Missionäre haben ihre frühere Station von Tanta wieder eröffnet, aus welcher sie in letzter Stunde vor der bekannten schrecklichen Mordscene (vgl. 1882 S. 234) glücklich entflohen.

Die schreckliche Choleraepidemie, welche in ganz Unterägypten herrscht, bedroht natürlich auch die dortigen, nach den schweren Prüfungen des Krieges langsam wieder aufblühenden Missionstationen. Unter dem 31. Juli schreibt P. Jullien S. J. aus Kairo den folgenden Bericht über den Ausbruch der fürchterlichen Krankheit:

„Die Cholera herrscht in unserer Mitte. Zuerst ergriff die Seuche die armen Araber der Vorstädte in ihren Lehmhütten, in welchen unsere wohlhabenderen Landbewohner nicht einmal Hühner oder Enten unterbringen würden. Die Behörde ließ die elenden Hütten räumen und niederbrennen. Die Einwohner wurden auf Dampfschiffen weggeführt und ober- oder unterhalb der Stadt an irgend einer einsamen Stelle des Flußufers ausgesetzt. Da lagern sie und fristen ein klägliches Dasein mit dem Zwieback, den man ihnen liefert. Es war ein herzzerreißender Anblick, diese langen Reihen halbnackter Frauen, Kinder und Männer, wie sie, ihre Kleidungsstücke schleppend und einige abgemagerte Ziegen mit

sich führend, ihr armes Heim verließen. Sie nahmen diese Maßregel mit aller Ruhe hin, obwohl sie kaum auf eine geringe Entschädigung rechnen durften. Freilich suchten sich Einige durch die Flucht der Übersiedelung zu entziehen, wurden aber von den Wachen zurückgejagt und fügten sich schweigend in ihr Schicksal. Diese Fellahs sind eben die geduldigsten und gefügigsten Menschen auf der Welt. Augenblicklich hängt die

Geißel über den verschiedenen Stadttheilen wie eine von Gegenden hin- und hergetriebene Wetterwolke.

In Europa hat man keinen Begriff von einer ungeheuren Stadt von 500 000 Seelen, in welcher keine Straße gepflastert ist, die keinen Abzugskanal und nicht einmal eine Gasse hat, die von keinem Fluß durchschnitten wird; wo dagegen alle Kloaken nur alte, in den Sand gegrabene Gruben sind, wo alle Unreinigkeiten an Ort und Stelle liegen bleiben, bis es den Hunden und Geiern sie wegzuholen beliebt. Und doch derartig sind die Zustände in Kairo unter einem Himmel, unter dem das Thermometer das halbe Jahr hindurch mehr als 30° Celsius aufweist! Nichtsdestoweniger ist Kairo gewöhnlich recht gesund; denn das Salz und die vielen anderen chlorhaltigen Stoffe des Bodens sind ausgezeichnete Desinfectionsmittel; die Wasser des Nil, welche während zweier Monate fast den Rand des Flußufers erreichen, halten die darunterliegenden Schichten rein, und endlich verschrecken die Winde, welche von der Wüste her beständig reine Luft bringen, alle faulenden Miasmen.

Seit dem Auftreten der Cholera aber fühlt man in der Luft ich weiß nicht welches Ungewohnte und Ungesunde.

Fast Jedermann fühlt von Zeit zu Zeit Anfälle von Schwindel, Übelkeit und Schwäche in den Gliedern; jedoch braucht man sich darüber noch nicht zu beunruhigen; wenn man aber vom kalten Fieber geschüttelt wird, wenn sich Diarrhöe und Erbrechen einstellen, dann ist es Zeit, die Cholera sofort in ihrem Reime zu ersticken. Und wie man allgemein annimmt, läßt sich dieselbe — einige mit schrecklichen Symptomen auftretende Fälle ausgenommen — leicht beseitigen, wofür man sie nur gleich von Anfang an bekämpft.

Die Hauptstadt bietet einen traurigen Anblick; viele Magazine sind geschlossen; der Verkehr mit Wagen und Lastthieren stockt; an allen Straßenecken begegnet man den rauchenden Überresten der während der Nacht unterhaltenen Feuer; in den großen Straßen sieht man weithin die Spuren von Steinhohlentheur, den man ausgegossen, um die Luft zu reinigen.

Indeß alles das ist nichts im Vergleich mit dem, wovon wir letztes Jahr nach den Mordscenen und der Beschädigung von Alexandrien Augenzeugen gewesen sind.

Die Araber tragen durchaus keine Sorge für ihre Kranken, und nur daraus erklärt sich die Thatsache, daß in Damiette, in Mansourah und auf dem Lande fast Niemand von der Krankheit sich wieder erholte. Die Sanitätscommission veröffentlicht übrigens wohl jeden Morgen genau die Zahl der am Vorabend Gestorbenen, nicht aber diejenige der an der Seuche

Erkrankten. Ein junger französischer Arzt, der von Mansourah kam, erzählte mir gestern: „Diese Araber sind lauter Taugenichtse, die Schläge verdienen. Sie stehen vor ihren Kranken, ohne ihnen die geringste Linderung zu gewähren; sie geben ihnen nicht einmal eine Decke, oder reichen ihnen ein Glas warmes Wasser. ‚Mactub‘ — ‚Es steht geschrieben, es ist beschlossen‘ — sagen sie, und damit fertig. Kaum hat aber der Kranke den letzten Athemzug gethan, wird er sorgfältig gewaschen und am Eingang des Dorfes 1—2 Fuß tief ohne Sarg und ohne Leichentuch begraben. Die Angehörigen benutzen sofort die Kleidungsstücke des Verstorbenen, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen, sie zu waschen. Ein Scheik, der im Rufe der Heiligkeit stand, war gestorben, und sogleich war eine gute Anzahl Araber bei der Hand, das Wasser zu trinken, womit man seinen Leichnam gewaschen hatte.“ Unser junger Arzt sah sogar Araber, die ihre religiösen Reinigungen mit dem Wasser vornahmen, in dem die Eingeweide der einer Autopsie unterworfenen Leichname schwammen. Wir sind eben im Ramadan (dem 9. Monat des arabischen Jahres), und nach der Anschauung der



Ein Annamite aus Cambodja.

Muselmänner gehören alle, welche im Verlauf dieses heiligen Monates sterben, unter die Zahl der Auserwählten.

Die Todten werden in einem gemeinschaftlichen Sarg, der an beiden Seiten ähnlich wie eine Bahre mit Tragstangen versehen ist, zum Begräbniß gebracht; ein einfaches, rothes Tuch ist über die Leiche ausgebreitet. Erst seit einigen Tagen müssen die Särge geschlossen und im Innern sogar mit Zink bekleidet sein. Sind keine Menschen zu finden, welche die

Leiche tragen, so ladet man den Sarg einfach quer auf einen Esel, und da kommt es vor, daß man bei jedem Schritt des Thieres den Kopf des Todten an die Wand des Sarges anschlagen hört; sonst besteigen auch wohl zwei Angehörige des Verstorbenen eine Lohnkutsche und stellen den Sarg vor ihre Kniee. Nur die Christen werden in Leichenwagen, die übrigens einen guten Trab anschlagen, zu den christlichen Kirchhöfen in Alt-Kairo hinausgefahren.

Jetzt möchte ich noch Manches über das erzählen, was einem Missionär zumeist am Herzen liegt, über die Seelen. Wir haben herrliche Beispiele von hingebendem Opfermuth gesehen, dem Gott gewiß nicht seinen Lohn vorenthalten wird, und wie man immer bemerkt, sind es gewöhnlich die am meisten in Anspruch genommenen Personen, die ihre Zeit und ihre Mühe am bereitwilligsten zur Verfügung stellen. Ich könnte mehrere, in der hiesigen französischen Kolonie wohlbekannte Namen anführen. Es finden sich unter uns auch manche jener ausgewählten Seelen, die in ihrer Liebe sich keineswegs auf die zeitliche und körperliche Hilfe beschränken, sondern mit tausend Kunstgriffen jene satanische Redensart bekämpfen, als ob der Anblick des Priesters die Wirkung der Medicin beeinträchtigt. Wie ich hörte, hat sich in unserem guten Lyon ein Verein frommer Damen gebildet, welche bei der Nachricht von der Todesgefahr eines seiner Mitglieder dasselbe sofort in zarter Weise davon in Kenntniß zu setzen und ihm den hilfreichen Beistand unserer heiligen Religion zu vermitteln versprechen. Wenn doch dieser Glaube und diese Liebe auch über die Meere bis zu uns kommen möchte!

Eine Franziskanerin aus dem Waisenhaus ist letzte Woche gestorben. Heute Nacht um 2 Uhr wurde P. Patricius, ein irländischer Franziskaner, von schrecklichem Erbrechen befallen, — und heute Morgen 8 Uhr war er bereits eine Leiche. Was wird jetzt wohl aus den katholischen englischen Soldaten werden, die in der Citadelle und den Kasernen von Abdin zurückgeblieben sind? Die Militargeistlichen sind dem Gros der Armee gefolgt, welches beim ersten Auftreten der Geißel aufgebrochen ist, um bei Suez und auf den verlassenen Höhen von Moquatam im Osten der Stadt neue Lager zu beziehen. P. Patricius war ihr einziger Beistand. Gestern redete mich ein irischer Soldat auf der Straße an und sprach voll Rührung: „Wir sind in Abdin; was machen, wenn während der Nacht einer aus uns von der Cholera befallen wird? Wir haben keinen Geistlichen mehr; Sie wohnen weit weg, und dazu dürfen wir auch die arabischen Gassen, die zu Ihrer Wohnung führen, nicht mehr betreten, ohne auf 6 Tage Gefängniß gefaßt zu sein.“ Der gute Mann konnte sich gar nicht mehr von dem Priester trennen und begleitete mich auf allen meinen Besuchen bis an die arabischen Gassen, an deren Zugang zwei Reiter, mit dem Zeichen M. P. (Militär-Polizei) auf dem Arme Wache hielten.“

Diesem Briefe P. Julliens J. S. über die Cholera fügen wir einen Brief P. Merlini's aus der afrikanischen Missionscongregation von Lyon bei, welcher noch vor Ausbruch der Seuche geschrieben war:

„Als ich das letzte Mal Nachricht von mir gab, lag ich schwer krank im europäischen Spital zu Alexandrien; Arzt und Schwestern verzweifelten an meiner Rettung; aber ich wurde noch nicht als eine für den Himmel reife Frucht erfunden. Heute bin ich wieder in meiner lieben Mission auf dem Wege völliger Genesung und kann bereits

unsere Christen besuchen, während P. Duret den Bau unserer neuen Station von Tanta überwacht und leitet.

Eben komme ich aus einem sechs Stunden von Tanta entfernten Dorfe zurück, in welchem eine zahlreiche Schaar von Kindern des hl. Maron, des Apostels vom Libanon, wohnt.

Auch fern von ihrer Heimat mußten die Maroniten durch ihre Liebe zur katholischen Kirche die Reinheit ihres Glaubens und ihrer Sitten zu bewahren; ihre Frömmigkeit ist bewunderungswürdig. Seit ich sie das letzte Mal im Dorfe Sumbath besuchte, bewerben sich Alle um die Ehre, mich als Gast in ihren armseligen Behnhütten zu sehen, und ich muß sagen: ihre Gastfreundschaft ist so herzlich, wie man sich dieselbe von den Christen der ersten Jahrhunderte denkt. Die armen Leute hatten seit sieben Jahren keinen katholischen Priester unter ihrem Dache gesehen, und als ich ihnen von dem traurigen Zustande der Könige und Völker unserer Zeit redete, welche ein Gott entfremdetes Leben führen, und von dem Glück und Frieden Dessen, welcher ein treues Kind der Kirche ist, auch wenn er sein Brod im Schweiß seines Angesichtes verdienen muß — da antworteten sie mir: „O Vater! sieben Jahre sind wir jetzt an den Ufern des Nil, und noch niemals haben wir so trostreiche Worte vernommen; wahrlich, der liebe Gott hat uns heute heimgesucht. Während der traurigen Tage, welche über Aegypten hereinbrachen, waren wir allein inmitten der Araber und hatten um unseres christlichen Namens willen Verfolgung jeder Art zu erdulden. Mehr als einmal haben sie uns mit dem Tod bedroht; sie haben unsere Tabakernie geraubt; aber unsern Gott, auf den all unser Hoffen steht, wollten wir nicht verlassen. Zum Danke für seinen Schutz wollen wir heute Abend noch beichten, damit wir morgen die heilige Communion empfangen können.“

Die kleine Hütte, in welcher ich verweile, mußte als Schlafzimmer und Kapelle dienen. Eine Strohmatten bildete das Bett. Am folgenden Morgen schlug ich meinen kleinen, hübschen Tragaltar auf, und Alle hatten den Trost, der heiligen Messe beizumohnen und den lieben Gott zu empfangen. Einige Muhammedaner, welche der Feier beizuhöhen, waren sehr erbaut und gestanden, sie hätten nie geglaubt, daß die Christen so einträchtig wären und eine solche Ehrfurcht bei ihrem Gottesdienste bekundeten. Wirklich scheinen sich die dichten Finsternisse des Islams, welche sich seit 14 Jahrhunderten über Aegypten lagerten, ein wenig aufzuhehlen. Selbst die Lehrer des Koran sind so überzeugt hiervon, daß sie nur jene Gebote Muhammeds einschärfen, welche den Sinnen schmeicheln. Eben bereitet man sich in Tanta auf den großen Jahrmarkt vor. Die Ausschweifungen, welche bei dieser Gelegenheit gestattet sind, werden mit dem größten Eifer verübt werden; an die Enthaltensamkeit von geistigen Getränken, von unreinem Fleische, an Gebet und Fasten wird man sich nicht mehr halten. Während sich der fanatische Islam auf diese schenkslichen Saturnalien vorbereitet, habe ich die Freude, Ihnen mittheilen zu können, daß drei junge, aus der Sklaverei losgekaupte Katechumenen demnächst dem Muhammedanismus entlagen werden. Der Eifer, mit welchem sie dem christlichen Unterrichte beizumohnen, und ihr glühendes Verlangen nach der heiligen Taufe berechtigen uns zu der Hoffnung, daß sie echte Christen sein werden. Beten Sie für ihre Bekehrung! In zwei bis drei Monaten denken wir die heilige Messe in unserer neuen Kapelle feiern zu können. Diese wird sehr einfach sein, ob schon man im Oriente viel auf den äußern Glanz beim Gottesdienste gibt. Wenn wir nur eine Statue des heiligsten Herzens und des hl. Josephs für unsere beiden Seitenaltäre erhalten könnten! Man bettelt immer, allein nie zu viel, wenn es für den lieben Gott ist.“

Madagaskar.

Mit Eröffnung der Feindseligkeiten Frankreichs gegen Madagaskar ist, ganz wie es vorauszusehen war, eine furchtbare Verfolgung gegen die blühende katholische Mission losgebrochen, deren Lage vor Beginn des Krieges wir in der Juninummer

dieses Jahres ausführlich besprochen. Die Missionäre wurden aus dem Lande gewiesen. Hoffentlich werden sie nach einem glücklichen Friedensschlusse, in kurzer Frist, und dann mit größerem Ansehen ausgerüstet, in die zeitweilig verlassenen Gemeinden zurückkehren. Zwei Briefe liegen uns heute zur Veröffentlichung vor; der erste von P. Lacomme, S. J., Missionär in Tamatave, gibt einen kurzen Überblick über die politischen Ereignisse, während der zweite von P. Caussègue, S. J., die Vertreibung des französischen Missionspersonals aus den Stationen im Innern der Insel schildert. P. Lacomme schreibt aus Tamatave gleich nach der Beschließung dieses Hafens seitens der Franzosen also:

„Ernstere Ereignisse erfüllen sich in diesem Augenblicke auf Madagaskar. Ich beilege mich, dieselben zu Ihrer Kenntniß zu bringen; denn es handelt sich ebenso sehr um das Interesse unserer Religion, als um die Ehre Frankreichs. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß seit langer Zeit die Rechte Frankreichs und der Vertrag von 1868 zwischen unserer Regierung und der Hova-Regierung unaufhörlich mißkannt und verletzt wurden und zwar infolge der eifersüchtigen Zuflüsterungen der Engländer, welche um jeden Preis das Übergewicht in diesem Lande haben wollen, um hier Schritt für Schritt ihre Herrschaft zu befestigen und ihr Vorkommen einzuführen. Zu diesem Zwecke war ihnen jedes Mittel gut: ganze Haufen Geld (comme par pelles), wie sich ein Gouverneur von Tamatave drastisch ausdrückte, Verleumdungen, trügerische Versprechen, selbst Drohungen. Alles war ihnen recht, wenn es nur den Haß gegen die katholische Religion und gegen Frankreich schürte; denn das sind zwei gleichbedeutende Begriffe in Madagaskar. Also getäuscht, wählten die Hovas, es sei ein bloßes Kinderspiel, den Franzosen und Katholiken die Gerechtigkeit zu versagen, welche ihnen der Vertrag zusicherte; sie waren überzeugt, Frankreich würde niemals Ernst machen, wie man ihnen unablässig wiederholt hatte; es sei viel zu schwach für einen Krieg, und selbst im Falle, daß es einen Waffengang wagte, würde England es daran hindern. So glaubten sie sich ganz sicher unter dem Schutze der englischen Flagge. Als aber Frankreich dann doch Regenschirm verlangte, und die beiden anwesenden englischen Kriegsschiffe ruhig zusahen, wie es seine gerechten und energischen Forderungen stellte, begann es den Hovas zu dämmern, welchen Verlaß sie auf die Nebensarten und Versprechen ihrer vorgeblichen Freunde haben. Es wäre auch durchaus nicht zu verwundern, wenn recht bald gegen die Präbikanten ein Umschlag eintreten würde. In Wahrheit fällt diesen und namentlich einem gewissen Mr. Parrett die Verantwortung der gegenwärtigen Ereignisse und ihrer traurigen Folgen für die Religion wie für den Handelsverkehr zur Last. Das ist in Madagaskar männiglich bekannt, und selbst der englische Consul hat es laut ausgesprochen.

Man weiß, daß eine Hova-Gesandtschaft den Versuch machte, den Streit beizulegen; man weiß ebenso, daß die Gesandten, ermutigt durch schlechte Rathgeber, die Verhandlungen mit der französischen Regierung im letzten November abbrachen. Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Contre-Admiral Pierre erhielt den Auftrag, die Rechte Frankreichs in Madagaskar wiederherzustellen. Er segelte mit seinem Geschwader sofort nach der Nordwestküste, bombardirte am 8. Mai die schwachen Hovaposten, gegenüber von Nosy-be, am 10. Mai den ziemlich bedeutenden Handelsplatz Morontsangana, und schon am 15. Mai fiel Mobichanga, der bedeutendste Hafenplatz der Westküste, in die Gewalt der Franzosen. Mit großer Befriedigung sahen die Sakalaven, welche nur gezwungen das Joch der Hovas trugen, unsere Flagge an ihrer Küste wehen. Die Feindseligkeiten würden sich hierauf beschränkt haben, wenn die Hova-Regierung Vernunft angenommen hätte. Der Contre-Admiral legte sich am 31. Mai vor Tamatave und überreichte am 1. Juni das Ultimatum. Er verlangte die Anerkennung der Rechte Frankreichs auf die Nordwestküste Madagaskars, gewisse Entschädigungen an die französischen

Ansiebler und endlich zuverlässige Garantien der künftigen Beobachtung des Vertrages. Am 9. Juni Abends ging die Frist zu Ende, und es traf, wie man vorausgesehen, eine ablehnende Antwort ein. In der Frühe des 10. Juni wurde die Beschließung eröffnet und trieb den Feind in die Flucht. Am folgenden Morgen landeten die Truppen und besetzten ohne Widerstand das Fort und die Stadt, welche glücklicherweise gar nicht gelitten hat, Dank den Maßregeln, die man vor und während des Bombardements traf. Wir hatten die Freude, unsere Kirche und unseren ganzen Besitz unbeschädigt wieder zu finden; der hl. Joseph, unser Patron, sei gepriesen!

Aber mit banger und gerechtfertigter Sorge blickten wir nach der Seite von Tananarivo; dort weilen alle unsere Missionäre: Patres, Brüder und Nonnen! Auf die Nachricht der Niederlage im Nordwesten und des Verlustes von Madichonga gab die Hova-Regierung endlich, wie man uns schreibt, dem Drucke der englischen Präbikanten nach, welche schon lange unsere Vertreibung verlangt hatten. Am 25. Mai wurde die Ausweisung der Missionäre und aller Franzosen aus Madagaskar beschloffen. Wie wir seither vernahmen, haben alle am 30. Mai Tananarivo in der traurigsten Lage verlassen. Ich sende Ihnen einen Auszug des Briefes, in welchem uns P. Caussègue die Abenteuer und Leiden dieser Vertreibung und die erste Hälfte der Reise von Tananarivo nach Tamatave an der Küste erzählt. Wie Sie sehen, weiß Gott sie inmitten ihrer Trübsal zu trösten und verleiht auch ihren Neophyten seinen gnadenreichen Beistand. Seit dem 7. Juni haben wir keine Nachricht von ihnen; selbstverständlich ist die Gefahr ihrer Lage durch die Einnahme von Tamatave noch gestiegen. Gott möge das Unglück abwenden, das uns bedroht!“

Der Brief P. Caussègue's ist datirt aus Andakana, einem Orte an der Straße von der Hauptstadt nach Tamatave, den 4. Juni 1883. Der hochw. Missionär schreibt seinem Obern, dem apost. Präfecten P. Cazet, S. J.:

„Während ich diese Zeilen schreibe, müssen Sie in Tamatave gelandet sein, und der Schlag, der unsre theure Mission traf, ist Ihnen bekannt. Wenn ich an Ihren Schmerz denke, füllen sich meine Augen mit Thränen; gleich den Freunden Jobs sollte ich schweigen und Zähren vergießen. Aber ich selbst bedarf des Trostes, und indem ich Ihnen schreibe, hoffe ich eine Erleichterung meiner eigenen Leiden zu finden.

Die schöne Mission von Madagaskar, so reich an Hoffnungen, so ergiebig bereits an edeln Früchten, wurde durch einen Fieberzug des Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten vernichtet! — Hören Sie kurz die Geschichte dieser Katastrophe. Am 24. Mai hatten wir in Ambohiza soeben die schöne Frohleichnamspredigt beendet, als eine wohlunterrichtete Person mich bei Seite rief und mir von den Briefen erzählte, welche soeben im Palaste angekommen waren. Man sagte, Admiral Pierre hätte Boahemar und Amorant-sangana bombardirt und dabei viele Madegassen getödtet, 300 an dem einen und 500 an dem andern Plage. In der folgenden Nacht meldete ein Brief aus Madichonga folgende Aufforderung Pierre's: „Wenn die madegassische Besatzung das Fort binnen einer Stunde nicht verläßt, werde ich es in Brand schießen.“ Infolge dieser Nachrichten war im Palaste Tag und Nacht Ministerrath.

Am folgenden Tage, Freitag, 25. Mai 6^{3/4} Uhr Abends, erhielt H. Subervie, ein französischer Kaufmann, vom Ministerium des Auswärtigen einen Brief mit folgender Aufschrift: „An die französischen, in der Provinz Imerina wohnhaften Bürger.“ Er lautete: „Hört, was wir euch sagen: In Anbetracht der im Norden durch den Admiral Pierre begonnenen Feindseligkeiten und des Briefes des Consuls Vaudais; in Anbetracht unseres Wunsches, euer Leben zu schonen, geben wir euch eine Frist bis zum Mittwoch, den 30. Mai, um unser Land zu verlassen und über das Meer heimzufahren. So sagt Andriamifidy, Unterchef der Beamten des auswärtigen Amtes.“

Am 26. Mai erhielten auch wir eine Abschrift. Seit diesem

Augenblicke wurden wir wie Verbrecher behandelt; Beamte durften sich uns nicht mehr nähern; 'Antily' (Polizisten) bewachten unsere Wohnung in Andohalo. Stephan Raudriamary, der um 5 Uhr unserer Messe bewohnte, wurde verhaftet, weil er, ein Beamter, sich mit Gefangenen eingelassen hätte; er wurde jedoch auf Befehl seines Vorstehers gleich wieder freigelassen. Als wir gegen 10 Uhr die Abschrift erhielten, lagen unsere Briefe schon bereit, einer an den Premierminister um Audienz und ein anderer an den Minister des Auswärtigen, in welchem wir um Aufschub baten, da fast alle unsere Patres in großen Entfernungen auf dem Lande leben. Ich wollte diese Briefe dem Boten geben, der uns das Verbannungsdecret brachte; er verweigerte die Entgegennahme: das sei ihm verboten. 'Aber wem soll ich sie denn zuschicken?' fragte ich. — 'Einzig der Minister des Auswärtigen darf mit euch verkehren.' Ich schickte ihm eiligst die Briefe; aber er war nicht zu Hause und Niemand wollte sie

annehmen. Ich fragte, wo er denn zu finden sei. 'Auf dem Exerzplatz beim Premierminister, welcher unsere Soldaten durch die Erzählung der im Norden verübten Grausamkeiten zur Rache entflammt,' lautete die Antwort. Gegen 5 Uhr Abends kam endlich Audriamifidy, der unsere Briefe entgegennahm. Die Audienz wurde verweigert und unsere Bitte mit Grobheit abgewiesen. Wir hatten also von den Menschen nichts mehr zu hoffen und wandten uns um so eifriger an Gott.

Am folgenden Sonntag — es war der Sonntag in der Octav des Frohnleichnamsfestes — wurde das hochwürdigste Gut ausgesetzt und das 40stündige Gebet begonnen, welches Tag und Nacht bis Dienstag Morgens um 8 Uhr dauerte. Man hatte gefürchtet, die Gläubigen würden nicht wagen, unsere Kirche zu besuchen; allein das gerade Gegenteil traf ein. Selbst viele Christen, die sonst nicht zu den Eifrigsten gehörten, kamen zur Beichte. Am Sonntag,



Kirche von Nosy-be (Madagascar).

Montag, Dienstag, ja sogar am Mittwoch noch waren unsere Beichtstühle von Schaaen Bußfertiger umlagert. Nie zeigte sich der Glaube, die Frömmigkeit, die Dankbarkeit unserer Christen, wie in diesen Tagen. Wie viele Gebete, Thränen, Bekerungen während dieser 40 Stunden! Das ist ein großer Trost inmitten unserer Trübsal und ein Beweis, daß uns die Madegassen von Herzen zugethan sind. Der Gottesdienst am Sonntage verlief in der gewohnten Weise; nur die Bänke der Schüler zeigten einige Lücken. Gebet, Thränen, Gesänge bildeten einen rührenden Accord. Am Abende beteten wir statt des Segens zwei Rosenkränze, um den Psalter voll zu machen; die letzten beiden Gesänge wurden begeistert gesungen. Wir Alle versprachen, jährlich das Fest des heiligsten Herzens durch eine gemeinschaftliche Communion zu feiern, wenn es das drohende Unheil abwende.

Montag den 28. Mai begaben sich die PP. Lavaisière, Cormellan, Delhose und Thomas zusammen zum Minister des Auswärtigen. Sie sahen wohl, daß er zu Hause sei; aber sie wurden nicht vorge lassen; ebenso wenig wurde ein Brief angenommen, den sie den Beamten übergeben wollten. Umsonst sagten sie: 'P. Cormellan ist Ihrem Herrn.' Man antwortete: 'Wir wollen es thun; aber wir dürfen keine Briefe annehmen.'

Am Dienstag wurde um 7 Uhr die letzte Messe gesungen. Beim Evangelium richtete ich einige Abschiedsworte an die Versammlung und gab einige Rathschläge für die Zeit unserer Abwesenheit. Nach der Messe wurden noch etwa 30 Erwachsene getauft. Dann verließen die Schwestern die Stadt Tananarivo zu Fuß. Wir wollten sie vorausschicken, weil wir am folgenden Tage einen Volksaufmarsch

befürchteten. Daß die Nonnen zu Fuß verreisen wollten, rief einen vollständigen Sturm der Entrüstung hervor, der bis zum Premierminister hinauf sich fühlbar machte. Derselbe fluchte und sandte rasch einen Boten mit der Weisung, die Schwestern und Patres sollten bleiben. Eine eble Madegassin, Namens Victorine, meinte, die Verbannung sei überhaupt widerrufen und lief hastig, laut jubelnd vor Freude, in die Kirche zu P. Lavassière. Im Nu füllte sich das Gotteshaus mit Gläubigen, die zum Danke den Rosenkranz beteten und auf das feierliche Te Deum harrten, welches gesungen werden sollte, sobald wir den officiellen schriftlichen Widerruf erhalten würden. Leider stellte sich die Freudekunde bald als ein Mißverständnis heraus: der Premierminister wollte nur Träger für die Nonnen und eine Bedeckungsmannschaft für uns mitgeben. Man theilte uns mit, wir könnten die nöthigen Träger anwerben; wir antworteten, es wage sich kein Träger anzubieten, und zeigten an,

es seien mehrere Patres von den Landstationen gekommen, deren Wohnungen man geplündert habe.

Mittwoch, 30. Mat. Früh las ich die heilige Messe, theilte etwa 40 Personen die heilige Communion aus und hatte noch verschiedene Taufen vorzunehmen, Beichten zu hören und Ehen einzusiegeln. Gegen 9 Uhr brachte man uns Träger; wir boten ihnen vier Pfaster (16 Mark) bis Maromby: sie weigerten sich; wir mußten uns endlich entschließen, zu Fuß abzureisen. Um 10½ Uhr begaben wir uns in die Kirche und P. de Lavassière richtete folgende Worte an uns: 'Die Stunde des Opfers hat geschlagen; wir wollen es mit freudigem Herzen bringen. Wir verlassen diese theure Mission. So wollen wir denn der Regel gemäß das Reisegebet verrichten.' Der Obere begann das Gebet vor dem entblößten Altare; wir antworteten mit von Thränen erstickter Stimme. Dann verließen wir die Kirche. Der Andohalo-Platz war mit Menschen



St. Joseph von Androhibe (Madagaskar).

gefüllt, wie an den Tagen der größten Volksversammlungen. Ein enger Pfad öffnete sich uns durch die schweigende und theilnehmende Menge; Einer nach dem Andern gingen wir voran. Soldaten und Polizisten schienen zu unserm Schutz beordert, vielleicht 20 Mann. In der Stadt ließ die Haltung der Bevölkerung nichts zu wünschen; es war ein wirklicher Triumph für unsern Glauben. Aber die Häresie sollte an diesem Tage zu unserm Ruhme und unserer Belehrung schon noch ihr Haupt erheben. Zwischen Andrainarivo und Andraifora lagerten die Soldaten von vier Bezirken. Noch wenige Tage zuvor hatte ich diese Lager besucht. Man hatte mich sehr freundlich aufgenommen, mit großem Danke meine Arzneimittel empfangen und meine Besuche in den Krankenzelten begrüßt. Aber die Menge ist unbeständig: heute ruft sie 'Johanna!' und morgen 'Kreuzige ihn!' Aufgereizt durch einige Anführer von Secten, dräng-

ten sich die Soldaten in Gruppen an den Weg. Wir mußten durch das wachsende Gedränge. Die Worte dieser aufgeregten Soldateska will ich nicht wiederholen; mehrere von uns erhielten Tritte und Faustschläge, einigen riß man am Barte, und einmal hatte es den Anschein, als wollte man uns überhaupt nicht weiter lassen. Hätten wir nicht diese Nothheiten mit Geduld ertragen, so wäre die vom Sectenhäse entflammte Menge wahrscheinlich zum Äußersten gekommen. Ich selbst hatte den Weg durch das Lager von Wufongo genommen, in dem man mich gut kannte. Ich hörte die Soldaten sagen: 'Wie schade, daß er fort muß!' und nur wenige Stimmen äußerten sich feindselig. Gegen 1 Uhr erreichten wir Ambohimangafely; die Schwestern hatten sich nach Ambohimafasa begeben und wir folgten ihnen dahin. Am Abend war das ganze Missionspersonal bei dem Missionäre baselbst eingetroffen. Eine französische Familie

sorgte für unsere Küche; der Rest unserer Landsleute schlief im Dorfe. Am Donnerstag Morgen konnten fast alle Patres die heilige Messe lesen. Nachher untersuchten wir unser Gepäck und fanden, daß man uns für mehr als 2000 Piaster (8000 Mark) gestohlen hatte. Ich schrieb darüber an den Minister des Auswärtigen.

1. Juni, am Feste des heiligsten Herzens. Um 4½ Uhr Morgens war unser ganzes Missionspersonal der Provinz Imerina in der Kirche des hl. Johannes des Täufers versammelt. Im Namen Aller machte P. de Lavaisière ein Gelübde zum heiligsten Herzen. Gegen 8 Uhr reisten die Schwestern mit elf Patres und Brüdern und allen Laien voraus; 33 Mann blieben mit mir bis zum nächsten Morgen. Ein brutaler Angriff auf eine madagassische Novizin unserer Schwestern nöthigte uns, dieselben zusammen mit den drei Postulantinnen unter Bedeckung nach der Stadt zurückzusenden, obgleich sie mit Thränen baten, unsere Verbannung theilen zu dürfen. Sie werden übrigens mit Erlaubniß der Königin bis zur Wiederkehr der Schwestern das Kloster bewachen.

Am 2. und 3. Juni verlief die Reise ohne Störung. Unsere Traurigkeit war groß; aber die Hoffnung auf eine baldige Wiederkehr richtete uns auf. Auch tröstete uns die Gesinnung unserer Christen. Oft hörten wir sie sagen: „Man kann uns tödten; aber man wird uns nicht zwingen können, unsere katholische Religion zu verlassen.“ Unsere Congreganten versprachen mir einstweilen, für regelmäßige Versammlungen zum Gebete in den Kirchen und für die Schulen Sorge zu tragen. Unterwegs empfing ich ein Briefchen eines Congreganten mit den Worten: „Wir haben uns am Feste des heiligsten Herzens in großer Anzahl in der Kirche versammelt; wir beteten den Rosenkranz und sangen einige Lieder.“ Träger aus Tananarivo erzählten mir, daß am Sonntage den 3. Juni unsere Kirche gleichfalls ganz gefüllt war. Auch ist es ein Trost für uns, daß man bei dem Schlage, der uns traf, uns keinerlei Schuld zur Last legt, als diejenige, die wahre Religion gepredigt und die Irreligion bekämpft zu haben. Die Missionäre wurden vertrieben, weil sie Katholiken und Franzosen sind: denn katholisch und französisch ist auf Madagaskar gleichbedeutend. Gott sei gepriesen! Wir können freudig sagen: „Selig sind diejenigen, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen: denn ihrer ist das Himmelreich.“

Über das Schicksal der übrigen Missionäre beruhigt uns ein in letzter Stunde noch eingetroffener Brief des hochw. P. de la Vaisière S. J., welcher aus Marseille schreibt:

„Die Befürchtungen über das Loos unserer Missionäre während der letzten Kriegsereignisse haben sich, Gott sei Dank, nicht verwirklicht. Die Patres, die christlichen Schulbrüder, die Laienbrüder und die Schwestern des hl. Joseph von Cluny, welche alle in der Mission von Tananarivo thätig waren, sowie das gesammte Personal von Fianarantsoa sind entkommen und konnten, wenn auch erst nach vielen, schrecklichen Beschwerden Tamatave erreichen. Doch wie steht es mit den Missionären von Ambositra? Leider ist uns über diese noch keine neue sichere Nachricht zugegangen. Was wir wissen, ist nur, daß die Patres von Fianarantsoa auf ihrer Flucht nach Tamatave vernommen haben, die Missionäre von Ambositra seien unter dem Vorwande, daß der officiële Befehl zu ihrer Vertreibung noch nicht nach Ambositra gekommen wäre, wieder zurückberufen worden. Das klingt auffallend, aber es läßt sich erklären. Einer von ihnen, P. Morisson, soll sehr krank gewesen sein. Aus Furcht, der Vater könnte den Strapazen erliegen und am Tage der Abrechnung mit Frankreich würde ihnen die Schuld an seinem Tode zugeschrieben werden, hielten es die Hovas für das Sicherere, unter diesen Umständen die Patres von Ambositra zur Umkehr zu bewegen. Gebe Gott, daß dem so sei! Die Befürchtung, die Rückkehr der Patres könnte eine Quelle neuer Qualen werden, ist nämlich nicht ganz unbegründet. Ambositra ist von Tananarivo fünf Tagereisen und von Fianarantsoa zwei Tagereisen entfernt. Als Vertreter der protestantischen Staatsreligion gilt einer der grausamsten Verfolger

der katholischen Mission. Rarivo ist sein Name. Sollte etwa dieser unverdöhlliche und fanatische Beamte der Hovas sich ein Vergnügen daraus machen wollen, seine Opfer in seiner Nähe dem Hunger und Glende preiszugeben? Es wäre nicht das erste Mal. De Solages wurde ja ebenfalls zu Tode gehungert¹. Der liebe Gott möge dieses Unheil von unserer kleinen Mission Ambositra abwenden!

Die Christen im Innern von Madagaskar befinden sich augenblicklich in einer sehr schlimmen Lage. Die Priester fehlen. Selbst ein Nicht-Franzose könnte sich nicht halten. . . Hier gilt das Schlagwort: „Der Katholik ist auch Franzose“ — ein Schlagwort, das die protestantischen Missionäre nicht genugsam den Hovas zurufen können — und zu welchem Zwecke? Zu keinem anderen, als den katholischen Priestern auf Grund seiner Zugehörigkeit zu Frankreich aus dem Lande auszuschließen.

Ebenso ist es unmöglich, im Verborgenen sich der Seelsorge zu unterziehen. Unsere Gläubigen getrauen sich nicht, sich einem von der Königin Ranavalomanjaka proscribirten Priester zu nähern. Hätten sie auch den Muth, so würden die hiesigen Zustände es doch nicht gerathen erscheinen lassen. Ein derartiger Widerstand würde ganz allgemein als ein entehrendes Verbrechen angesehen werden. Möge der göttliche Heiland und die unbesiegt empfangene Jungfrau die unserer Obforge anvertrauten Seelen bewahren und uns eine schnelle Rückkehr zu unserer verlassenen Heerde erlauben.

Für jetzt ist es unmöglich, mehr Nachrichten von unserer Mission zu erhalten. Jeder Verkehr mit derselben ist unterbrochen. Majanga und Tamatave sind ebenso von den Hovas blockirt, wie die gesammte Insel von unseren Truppen. Unsere Hoffnung ist Gott und der moralische Zwang, in welchem Frankreich sich befindet, nicht stehen zu bleiben, es sei denn um den Preis seines Handels, seines Einflusses, seiner Hoffnungen, ja sogar seiner Ehre.“

Die neuesten Nachrichten aus Madagaskar melden den Tod der Königin Ranavalona II., welcher am 13. Juli eintraf. Ihre Richte Ranavalona III. soll den Thron bestiegen haben. Welche Folgen dieses Ereigniß haben werde, ist zur Stunde noch nicht abzusehen.

Äquatorial-Afrika.

Mission am oberen Kongo. In unserer letzten Nummer theilten wir einen Brief P. Randabets aus Udschidschi über die Mission von Muluwa mit. In dem folgenden, aus Muluwa selbst den 22. October 1882 datirten Briefe erzählt P. Moinet den glücklichen Fortgang der Missionsthätigkeit im Nordwesten des Tanganjika-Sees:

„Seit meinem letzten Briefe vom September habe ich nur gute Nachrichten mitzutheilen, Dank den Schutzheiligen und Schutzengeln der Mission am Ober-Kongo! Da unser Schiff (von Udschidschi), welches gestern ankam, morgen schon wieder zurückfährt, muß ich mich mit diesem Briefe beileben. — Die Predigt des Evangeliums wird in Massanse rüstig fortgesetzt, und unsere Postulanten vermehren sich täglich. Morgens und Abends versammeln sich auf einen Trompetenstoß alle umwohnenden Wilden, um gemeinsam mit unsern Waisenkindern das Gebet zu verrichten; so lernen sie nach und nach Gott kennen und ihm die erste Stunde des Tages und den Dank am Abende weihen. Die Familienhäupter (Mutuares) unseres Dorfes gehen Allen beim Gebete und beim Unterrichte mit gutem Beispiele voran; wenn auch, offen gestanden, ihr Ansehen nicht sehr groß ist, so setzen wir doch einige Hoffnung auf ihren guten Willen.

Jeden Abend gehen wir auf den öffentlichen Platz, um mit unsern Negern zu plaudern. Dabei macht eine gemeinsame Pfeife, welche wir stopfen, die Runde. Der Tabakbust lockt auch die Trägsten herbei; die Kinder aber wissen recht wohl, daß wir gewöhnlich einige Pimpernisse in den Taschen haben, und drängen sich in die

¹ Vgl. Jahrg. 1875, S. 48.

vorderste Reihe. Dann reden wir, so lange die Fassungskraft unserer Zuhörer von ernstlichen Dingen zu reden erlaubt, von dem Schöpfer Himmels und der Erde, von seinem göttlichen Sohne Jesus Christus, unserm Herrn, und von den übrigen Wahrheiten der katholischen Religion. Auch von unsern Waisenkindern habe ich nur Lobenswerthes zu berichten. Die Zeit, da diese armen Wesen vor uns stohen, weil sie meinten, wir würden sie aufzehren, ist schon lange vorüber. In der Schule folgen sie der Erklärung des Katechismus, der Lesung aus der biblischen Geschichte mit Aufmerksamkeit; in der Erholungszeit sind sie munter und fröhlich. Oft bitten sie uns, eine Partie 'Mbao' mit ihnen zu spielen; das ist ihr Lieblingspiel und fordert einige Berechnung; es hat Ähnlichkeit mit dem Damenspiele. Als Schiedsrichter ihrer kleinen Streitigkeiten und Wetten rufen sie stets die Pater an. Neulich hatte ich eine ziemlich sonderbare Streitfrage zu entscheiden. Es handelte sich darum, ob die Weißen Zehen an den Füßen haben oder nicht. Die Veranlassung hierzu war ein Schusterleist, den die kleinen Schelme in den Händen unseres Bruders Hieronymus gesehen hatten. Dieser seltsame Fuß hatte keine Zehen; offenbar konnte es nur der Fuß eines der Unserigen sein, und so entstand die Meinung, wir hätten keine Zehen. — Zwei andere Waisenknaben fragten mich, ob Joseph, der Sohn Jakobs, ein Weißer oder ein Schwarzer gewesen sei. Die Aussucht, er sei weder ganz weiß noch ganz schwarz gewesen, hätte nahe gelegen; aber damit hätte ich keinen von beiden befriedigt, und so entschied ich zu Gunsten des Ehen, ohne daß der Andere über seine Niederlage so sehr untröstlich gewesen wäre. Die biblische Geschichte bildet oft den Gegenstand ihrer Gespräche. David ist ihr Lieblingsheld: 'Saul hat Tausend erschlagen, David Zehntausend: es lebe David! Das ist ein Held!' hörte ich sie sagen.

Einige zeigen, wie schon gesagt, ganz außerordentliche Anlagen zum Lernen. Erst vor einem Jahre wurde mit dem Schreibunterricht begonnen, und bereits konnten zwei von ihnen im letzten Monat einen Brief an P. Guillet schreiben, der großes Aufsehen unter den Arabern von Udschidschi machte. Letzte Weihnachten wurde sieben Katechumenen erlaubt, in unserer Kapelle dem ersten Theile der heiligen Messe beizuwohnen. Nächste Weihnacht werden noch vier diese Erlaubniß erhalten und eine bedeutend größere Zahl wird im Laufe von 1883 zugelassen werden. Das wird uns zwingen, eine größere Kapelle, und zwar getrennt von unserer Wohnung, zu bauen.

Vor einigen Tagen benützte ich die Anwesenheit P. Randabels in Massansa, um mit P. Moncet einen kleinen Ausflug in die benachbarten Berge der Wabembe zu machen, welche sich den Ruf von Kannibalen zugezogen haben. Es war schon lange unsere Absicht, dieses Volk zu besuchen; allein die Wamassansa versicherten uns beständig, unser bloßer Anblick würde sie alle in die Flucht treiben. Es ist aber keinem Einzigen eingefallen, vor uns zu fliehen; im Gegenteil, alle Leute in den Dörfern eilten herbei und umringten uns voll Neugierde. Um ihnen unsere freundschaftliche Gesinnung zu zeigen, reichten wir ihnen ein wenig Salz, das sie augenblicklich verschlangen, wie die Kinder den Zucker. Wir besuchten die Dörfer der drei Häuptlinge Ngombe, Mlunga und Rutinga, und diese stolzen Bergbewohner, welche bis jetzt niemals einen Weißen in ihr Land ließen, boten uns das Bürgerrecht an. Ihre Heimath, welche viel Ähnlichkeit mit dem Verglande der Kabylen hat, ist sehr stark bevölkert, aber die armen Leute haben kaum einen Begriff von Gott. P. Moncet und ich beteten mit einander, daß es uns bald vergönnt sein möge, in diese Dörfer zurückzukehren, um auch dort die Predigt des Evangeliums zu beginnen. 'O Gott!' flehten wir, 'wirf einen Strahl der Erbarmung auf dieses Volk, für welches unser Herr Jesus Christus sich ohne Zaudern den Händen der Sünder überlieferte und die Qual des Kreuzes auf sich nahm.' Vereinigen auch Sie Ihre Gebete mit den unsern; denn ein großes Arbeitsfeld öffnet sich uns: rings um uns her seufzen Tausende von Seelen im Elende, und unsere Pflicht ist es, sie zu dem zu führen, welcher ist, der Weg, die Wahrheit und das Leben.'

Britisch-Nordamerika.

Apostol. Vikariat Athabaska-Mackenzie. Es ist bekannt, welche großen Mühen und Entbehrungen die Bischöfe und Missionäre sich unterziehen müssen, welche im hohen Norden Amerika's Winters und Sommers bei den zerstreuten Indianerstämmen wohnen, um diesen im Leben und im Sterben durch Belehrung, Trost und Spendung der Sacramente beizustehen. Damit man aber sehe, daß diese unsere katholischen Missionsbischöfe ein Leben führen, wie kaum der ärmste Tagelöhner in Europa, wollen wir einige Stellen aus einem Briefe Msgr. Clut's aus der Congregation der Oblaten mittheilen, in welchem er seine letzte Visitationsreise beschreibt.

„Am 17. August verließ ich die Missionsstation „Christi Geburt“. Die Barke, auf der ich Platz fand, oder vielmehr kaum Platz fand, war mit Ballen und Kisten überladen, die für die einzelnen Stationen längs des Flusses bestimmt waren. Siebenunddreißig Tage dauerte unsere Fahrt und während dieser ganzen Zeit regnete es Tag und Nacht auf uns herab. Am Abend war es oft beinahe unmöglich, das Boot an's Land zu ziehen, und wir versanken bei dieser Arbeit fast im Schlamm des Ufers. Unser Nachtlager auf dem bloßen Erdboden war natürlich ganz naß, und daher leiden wir nach einer solchen Reise beständig am Rheumatismus.

Wir trafen auf einige Zelte umherziehender Indianer, deren Kinder ich taufen konnte. An der ersten Handelsstation hörte ich die Beichte von acht Indianern und reichte ihnen die heilige Communion. Die heilige Messe konnte ich hier nur zweimal lesen, und zwar in einer ganz zerfallenen Bretterhütte, der einzigen, die es hier gab; das Dach war so schadhaft, daß das Regenwasser mir über die heiligen Gewänder herabließ, und ich große Mühe hatte, wenigstens das Corporale trocken zu erhalten. . . .

Wir trafen auf der Weiterfahrt noch fünf Indianerlager an. Sie waren alle voll Jubel über meine unerwartete Ankunft und hätten mich gerne ganz bei sich behalten. Arme, arme Menschen! Wie unglücklich sind sie! Der Hunger zwingt sie, von Ort zu Ort zu wandern, und viele unter ihnen hatten seit fünf Jahren keinen Missionär gesehen.

Am 19. September kamen wir zu dem Posten am Boucane-Fluß. Hier mußte meine Barke auf Befehl eines Beamten der „Subsontai-Compagnie“ wieder umkehren. Ich war daher genöthigt, ein kleines Canoe zu mietzen und einen Indianer, um mich zu führen. Es kostete uns große Mühe, das Schiff den Fluß hinaufzuziehen, der von hier bis zum Fuß des Felsen-Gebirges sehr reißend ist. Aber ich bin an solche Reisen schon gewöhnt und half meinem Führer nach Kräften. Doch es kostete uns große Anstrengung: wir versanken im schlammigen Ufer oder glitten auf dem nassen Grasboden aus; mehrmals mußten wir die Schuhe ausziehen und barfuß voranwaten, wobei wir uns die Füße an spitzen Steinen blutig rissen. Endlich am 24. September kamen wir todmüde in der Station St. Karl an. Groß war die Freude des hier weilenden Missionärs über mein Kommen. Aber wie arm, wie arm waren seine Indianer! Selbst der Missionär hatte nur einige Kartoffeln, um sein Leben zu fristen, und diese muß er selbst pflanzen und ausgraben. Die Indianer haben in Folge der andauernden Hungersnoth sehr abgenommen. Sie sterben dahin. Anfangs wollte ich hier überwintern. Als ich aber sah, in welche Noth mein armer Mitbruder gerathen würde, wenn er seine wenigen Kartoffeln noch mit mir theilen mußte, beschloß ich, weiterzuziehen, nachdem ich ihn ermuntert und seine Indianer gestimmt hatte.

Am 11. October machte ich mich auf den Rückweg. Bereits trieben Eiszellen auf dem Fluß und der eiskalte Wind zerschnitt uns das Gesicht. Namentlich die Nächte waren bitter kalt, und gaben mir viel zu leiden. Als ich zu dem Posten am Boucane-Fluß zurückkam, war der Fluß schon mit dicken Eiszellen bedeckt und die Fahrt sehr gefährlich. Was sollte ich thun? Einige Karren, die vom

Skavensee herüberkamen, brachten mir einen Brief, worin mich die dortigen Missionäre einluden, zu ihnen zu kommen. Dieß gab den Ausschlag. Ich schloß mich den Karren an und kam nach acht-tägigem Marsch an den kleineren Sklavensee. Der freudige Empfang, den die Missionäre und die guten Wilden mir bereiteten, ließ mich alle ausgestandenen Leiden vergessen. Der Sklavensee ist 80 Meilen lang und sehr fischreich; für unsere armen Indianer eine große Wohlthat, da beinahe kein Wildpret mehr aufzutreiben ist. Rings um den See wohnen die Indianer zerstreut, und die Missionäre haben hier viel Gutes gethan. Sie bebauen ihre Kartoffelfelder selbst, und helfen noch den Indianern, welche sehr träge sind. Obgleich die Missionäre nur eine elende Hütte bewohnen, so hatten sie doch einen armen, alten, ganz verlassenen Mann mit seiner Familie unter ihr Dach aufgenommen; dazu noch mehrere Kranke, so daß das Missionshaus ein wahres Spital geworden ist. Wegen der großen Kälte blieb ich hier bis Ende December und half nach Kräften Unterricht zu erteilen und firmte in der ganzen Umgegend.

Am 27. December machte ich mich mit zwei Indianern und drei schwer beladenen Hundeschlitten nach der Mission „Unserer Lieben Frau vom Siege“ auf den Weg. Wir mußten 80 Meilen über den gefrorenen See gehen. Das Eis war sehr glatt und ich bin mehr als sechszigmal gefallen, so daß meine Knochen ganz zer Schlagungen waren. Nachdem wir den See überschritten hatten, wurde der Weg leichter und wir legten die 300 Meilen bis zu unserem Ziel in 8 Tagen zurück. Am 3. Januar kamen wir an, und ich freute mich sehr, den hochw. Bischof Faraut, unsere Missionäre und Laienbrüder wiederzusehen. Alle waren gesund und glücklich. Acht Tage blieb ich hier mit Anordnungen beschäftigt. Am 12. Januar kehrte ich wieder auf demselben Weg über den kleineren Sklavensee zurück. Hier blieb ich bis zum 10. März und reiste dann an den See des „weißen Fisches“. Auch dort ward mir die Freude, Kindern die erste heilige Communion und die heilige Firmung spenden zu können. Aber die Hungersnoth war schrecklich. Ich fand kaum etwas zu essen. So entschloß ich mich denn, noch vor dem Frühjahr nach St. Karl zurückzukehren. Während unseres sechstägigen Marsches hörte das Schneegestöber nicht auf, so daß wir ganz erschöpft am 26. März anlangten. Sonst ist es eine Freude, wenn der Bischof kommt; diesmal aber erschrafen meine Missionäre, denn sie selbst litten den bittersten Mangel. Eine Nacht verursachte mir der Hunger solche Schmerzen, daß ich aufstehen, ein Feuer anzünden und mein letztes Stückchen Zwieback essen mußte, um nicht zu erliegen. Anfang Mai begann der Schnee zu schmelzen. Gottlob! jetzt finden die Kühe bald wieder frisches Futter, und so haben wir wenigstens etwas Milch. Dann kann ich mich auf einem Floß einschiffen und an meine Station zurückkehren. Aber nach kurzer Ruhe muß ich einen anderen Theil meines Sprengels besuchen.“

Das sind katholische Bischöfe und Missionäre: ein Schauspiel für Gott, die Menschen und die Engel.

Aus verschiedenen Missionen.

Sudan. Über das Schicksal der gefangenen Missionäre liegen jetzt insofern befriedigende Nachrichten vor, als man weiß, daß dieselben am Leben sind und vom Mahdi ziemlich gut behandelt werden. Die Partei des „Propheten“ soll seit seiner Niederlage bedeutend zusammengeschmolzen sein. Wie man unter dem 8. Mai aus Chartum schreibt, wurde bereits der fünfte Abgesandte an den Mahdi geschickt mit einem Angebote von 1200 Mark Lösegeld für jeden der Gefangenen. Hoffen wir, daß die furchtbar verheerte Mission sich bald von ihren grausamen Schlägen erholen werde. — Apostol. Vikariat des Victoria-Nyanza-Sees. Die letzte Post aus Sansibar berichtet von einer großen Aufregung der Araber im Königreiche M'tesa's am Nordwestende des Victoria-Nyanza-Sees. Dieselbe ist eine Folge der Ereignisse in Sudan, und da die Missionäre Grund hatten, einen ähnlichen Ausbruch zu befürchten wie denjenigen, welcher soeben die Stationen von Delen und El Obeid vernichtete, beschloß der apostol. Vikar Msgr. Livinhac, zeitweilig die Station von Rubaga zu verlassen und die Waisen Kinder in Sicherheit zu bringen. Auf Piroguen führten die Missionäre ihre Pflegebefohlenen nach dem Südostrufer des Sees. Die Gesundheit der Missionäre ist sehr befriedigend. König M'tesa beschenkte sie bei der Abreise und nahm ihnen das Versprechen ab, später in seine Hauptstadt zurückzukehren. — Äquatorial-Afrika. Anfangs Februar sind zwei Missionäre U. L. F. von Algier im Auftrage Cardinal Lavigerie's abgereist, um vom Stanley-See aus den Kongo aufwärts bis nach Njangwe (etwa 50 geogr. Meilen westlich vom Tanganjika und 4° südl. Br. am Kongo) vorzubringen, und so in der Landschaft Manjuema Missionsstationen zu gründen. Wie man uns berichtet, sollte die Unternehmung ursprünglich von Massanse aus (am Nordwestufer des Tanganjika) bewerkstelligt werden; da aber die Karawane von Negeren rein ausgeplündert wurde, entschloß sich Cardinal Lavigerie für die ungeheure Stromfahrt von Westen her. — Die sechs Neuaugereisten mitgezählt, besteht jetzt das Missionspersonal U. L. F. von Afrika in den Stationen der Äquatorial-Seen aus 31 Personen: 22 Priester, drei Laienbrüder und sechs Gehilfen. Vier Missionäre haben ihr Blut für die Begründung dieser Mission vergossen, neun sind den Strapazen und dem mörderischen Klima erlegen, fünf wurden von ihren Obern zurückgerufen. Es sind also in diesen fünf Jahren 49 Missionäre aus Algier in diese überaus schwierige Mission abgereist. Die Früchte sind schon recht beträchtlich; die Mission am Nyanza zählt 500 Neophyten und jene am Tanganjika verspricht binnen Kurzem eine noch reichere Ernte.

Für Missionszwecke.

	Mark.		Mark.		Mark.
Für die dürftigsten Missionen:		Für die Mission in Rumänien:		Für das Missionshaus in Stehl:	
Von L. B.: „In gratiarum actionem“	10.—	Aus Engelberg	17.05	Von J. St. in Pfullendorf	9.—
Durch J. M. Fegers, Kaplan in Grefeld	300.—	Für die Josephs-Mission in Paris:		Für den Bonifazius-Verein:	
Von R. R. in Pfullendorf	40.—	Aus Mautthal in Altdorf	40.32	Von R. R. in Pfullendorf	6.—
„Donatus dono“	75.—	Für die Nordischen Missionen:		„Donatus dono“	50.—
Für die Missionen in China u. Japan:		Von Fr. Stein in Egan	100.—	Für den Raphael-Verein:	
Von Rev. A. Vogt in Numa, Ills., durch		Für den Kindheits-Jesu-Verein:		Von R. R. in Pfullendorf	2.—
B. Herber in St. Louis, Mo.	41.—	Durch die Schwestern vom kostbaren Blute in		Für Loskauf und Unterhalt von Hei-	
Für die Missionen in Ägypten:		Upton Montrean, Co., durch B. Herber		denkindern:	
„Donatus dono“	25.—	in St. Louis, Mo.	37.—	Von Fr. Sch.	50.—
Für die Missionen in Armenien:		Von Rev. W. Müller in Cleveland, O., durch		Aus Mautthal in Altdorf	40.32
Von M. Frank, Neopresbyter in Zülzowig	40.—	denselben	315.—	Von P. C.	22.—
Von Clara-Verein in Aachen	150.—	„ Rev. B. Ekstam in St. Francis, Wisc.,		„ Rev. J. S., durch B. Herber, St. Louis, Mo.	8.20
Für notleidende Missionspriester zur		durch denselben	11.—	„ R. R. in Pfullendorf	10.—
Verfolgung von heiligen Meßsen:		„Donatus dono“	50.—	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	4800.—
Durch Fr. Herber in Grefeld	100.—	Für den Bau der Elisabethen-Kirche in		Für Loskauf und Unterhalt von Regers-	
Von G. E. in Sch. b. Eßen	9.—	Eisenach:		kindern:	
Durch J. St. in Pfullendorf	30.—	„Domino, salvum fac regem“	5.—	Von Fr. Sch.	150.—
Für die Jesuiten-Mission am Sambesi		Von Ungenannt	5.—	Aus Neuß: „Gratias agamus Domino Deo	
(Sibakita):		Für den Bau der katholischen Kirche		nostro“	100.—
Von J. Erhardberger, Curat in Deggen Dorf	50.—	in Eßtert in Salzweidel:		Pro Papa: Von J. St. in Pfullendorf	3.—
		Von Ungenannt	5.—	Für verschiedene Zwecke: Von R. R. B. S.	11.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Gutler, Heilhaber der Herber'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herber'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redaktions-schluss und Ausgabe: 17. September 1883.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.